

## Konstruktivismus und historische Rezeptionsforschung: Perspektiven eines 'konstruktiven' Dialogs

Gartz, Joachim W.

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**  
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gartz, J. W. (1999). Konstruktivismus und historische Rezeptionsforschung: Perspektiven eines 'konstruktiven' Dialogs. *Historical Social Research*, 24(2), 3-57. <https://doi.org/10.12759/hsr.24.1999.2.3-57>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

## Konstruktivismus und historische Rezeptionsforschung: Perspektiven eines „konstruktiven“ Dialogs

*Joachim W Gartz\**

**Abstract:** The article presents the possibility of a dialogue between constructivism and the studies on historical reception. Based on the fixation on the location in historical epistemological efforts, it criticizes an unnecessarily radical constructivism with reference to evolutionary epistemology, and makes an appeal for a moderate „morphological constructivism,“ which can be methodically applied in the form of „morphological imagology.“ Subsequently, it illustrates a concrete example for the use of this morphological-constructivist method in the field of historical reception studies based on the Latin America reception of the German historian Georg Gottfried Gervinus. Even the argumentation of the representatives of radical constructivism is not able to negate the specific cognitive ambition of the historian to be able to make conclusive statements about the past. The historians' obligation to the past, at least the right to veto the sources, prevails. Within this framework, however, the innovative potential of constructivist models and methods open a broad spectrum of possibilities for historical reception studies which take historical persons' perceptions of reality seriously as a reality „sui generis.“

Im wissenschaftstheoretischen Diskurs der letzten Jahre nimmt der von Glaserfeld, Watzlawick, Foerster, Maturana u.a. initiierte Radikale Konstruktivismus eine wichtige Rolle ein. Aus konstruktivistischer Sicht wird Wissen vom denkenden Subjekt nicht passiv aufgenommen, sondern aktiv aufgebaut, die Funktion der Kognition ist dabei adaptiv und dient der Organisation der Erfah-

---

\* Address all communications to Joachim W. Gartz, Abteilung für Iberische und Lateinamerikanische Geschichte der Universität Köln, Albertus-Magnus-Platz, D-50933 Köln.  
[Email: jochen.gartz@uni-koeln.de](mailto:jochen.gartz@uni-koeln.de)

rungswelt, nicht der Entdeckung der ontologischen Realität.<sup>1</sup> Wirklichkeit stellt also nichts objektiv Gegebenes dar, sondern kann immer nur in Abhängigkeit von einem Beobachter subjektiv konstruiert werden, dieses Postulat wird im Sinne eines transdisziplinären Geltungsanspruches vertreten. Schließt man sich dieser Sichtweise an, folgt daraus auch, daß wissenschaftliche Theorien grundsätzlich nicht mehr im Sinne einer Approximation an eine unabhängig vom Beobachter existierende Realität verstanden werden können. Ein objektiver Zugang zur Wirklichkeit scheint nicht möglich zu sein.

Für den Fall der Geschichtswissenschaft kommt hinzu, daß der Historiker aus empirischer Sicht, wie Droysen bereits festgestellt hat, auch niemals unmittelbaren Zugriff auf die Vergangenheit haben kann.<sup>2</sup> Sie ist bereits „vergangen“, insofern stellt jede Art historischer Tätigkeit zwangsläufig schon „a priori“ einen Akt der (Re)Konstruktion dar. Droysen veranschaulichte diese Problematik, indem er sich gegen die im neunzehnten Jahrhundert populäre Vorstellung wandte, nach der die Beziehung des Historikers zur Vergangenheit sich mit der des Malers zur abzubildenden Landschaft vergleichen ließe. Die Vergangenheit sei schließlich, im Gegensatz zur Landschaft des Malers, als Objekt nicht mehr existent. Der Historiker sei bestenfalls dazu in der Lage, über den indirekten Weg seiner Erinnerung oder den Berichten anderer folgend, einige Linien auf der Leinwand zu skizzieren.<sup>3</sup>

Der erkenntnistheoretische Herausforderung, die der radikale Konstruktivismus an den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch historischer Forschung stellt, ist bisher, sieht man von einigen vereinzelt Beiträgen ab,<sup>4</sup> von den Betroffenen bisher kaum zur Kenntnis genommen worden. Im folgenden soll in einem notwendigerweise begrenzten Rahmen der Versuch unternommen werden, die von den Vertretern des Radikalen Konstruktivismus vorgebrachten Argumente und Vorschläge daraufhin kritisch zu überprüfen, ob sie zu einer tragfähigen erkenntnistheoretischen Fundierung und „konstruktiven“ Erweiterung des methodischen Instrumentariums der Geschichtswissenschaft beitragen

---

<sup>1</sup> Vgl. E. v. Glaserfeld, Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt a.M. 1997, S. 48. Glaserfelds Definition des radikalen Konstruktivismus wurde erstmals veröffentlicht in: ders., „Constructivism in Education“, in: T. Husen, T.N. Postlewaite (Hg.), The International Encyclopedia of Education, Ergänzungsband I, London, New York 1989, S. 162 f.

<sup>2</sup> Vgl. C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 130.

<sup>3</sup> Vgl. J.G. Droysen, Historik (Historisch-kritische Ausgabe v. P. Leyh), Stuttgart, Bad Cannstatt 1977, S. 217-249.

<sup>4</sup> Vgl. G. Rusch, Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt a.M. 1987; V. Nünning, „Wahrnehmung und Wirklichkeit“, in: G. Rusch u. S.J. Schmidt, Konstruktivismus: Geschichte und Anwendung, Frankfurt a.M. 1992, S. 91-119; A. Müller, K.H. Müller u. F. Stadler, Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft: Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse, Wien 1997; „Geschichte beobachtet“, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, B. Jg. Heft 1/1997 (Sonderheft zum Thema Konstruktivismus und Geschichtswissenschaft).

können. Dabei wird sich herausstellen, wie ich versuchen werde zu zeigen, daß die seit der Antike bekannte konstruktivistische Grundannahme, der unumgänglich subjektgebunden Perspektivität jeglicher Form menschlichen Erkennens zwar zutreffend und logisch unwiderlegbar ist, sich aufgrund dessen jedoch nicht ebenso zwingend die radikale Folgerung der kategorischen Negierung einer unabhängigen ontologischen Realität in dem Sinne ergibt, daß die Existenz einer externen Realität zwar nicht völlig geleugnet wird, man über diese jedoch keinerlei Aussagen treffen könne und sie folglich vollkommen irrelevant sei.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, als Alternativmodell einen moderaten bzw. relativen Konstruktivismus zu formulieren, der auch der Geschichtswissenschaft als epistemologische Fundierung dienen kann. Einen der wenigen bisherigen Ansätze einer nicht-radikalen Alternativkonzeption stellt der sogenannte „Erlanger Konstruktivismus“ dar, der im wesentlichen von einem sprach- und handlungstheoretischen Ansatz her kommend, versucht, zu allgemein verbindlichen Aussagen zu gelangen.<sup>5</sup> Aus der Idee heraus konstruktivistische Konzepte im Bereich der systemischen Therapie in der pädagogischen Praxis anzuwenden, ist daneben die von Reich begründete Theorie eines interaktionistischen Konstruktivismus entstanden.<sup>6</sup>

Im folgenden wird der Versuch unternommen, ein weiteres Alternativkonzept im Sinne eines moderaten Konstruktivismus zu formulieren, das seine epistemologische Fundierung und gleichzeitig auch wertvolle methodische Anregungen durch die richtungsweisenden Ergebnisse der evolutionären Erkenntnistheorie erfährt. Die, im folgenden entwickelte, epistemologische Option eines morphologischen Konstruktivismus führt in Hinblick auf ihre methodische Anwendbarkeit zum Konzept einer morphologischen Imagologie.<sup>7</sup> Ich werde auf diese zentrale These später noch genauer eingehen.

---

<sup>5</sup> Mit dem Begriff der Konstruktion sind“, nach der Auffassung des Erlanger Konstruktivismus, „Handlungen verstanden, die sowohl sprachliche als auch technisch-praktische Bemühungen darstellen, und zwar solche, die die vorwissenschaftliche in transsubjektive Praxis überführen sollen. Transsubjektivität bedeutet dabei die Überschreitung des individuellen Horizontes, um Nachvollziehbarkeit, Kontrollierbarkeit und Zustimmungsfähigkeit der Konstruktion zu sichern. Sie ist insofern mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bzw. mit der Frage nach der Allgemeinheit von Aussagen und Verfahren verbunden. Entscheidend ist hierbei, daß Allgemeinheit als etwas begriffen wird, das nicht vorgefunden wird, sondern hergestellt werden muß.“ M. Jäger, Die Philosophie des Konstruktivismus auf dem Hintergrund des Konstruktionsbegriffs, phil. Diss., Hildesheim, Zürich, New York 1998, S. 11.

<sup>6</sup> Der Interaktionistische Konstruktivismus stellt einen konstruktivistischen Ansatz dar, der stärker als der subjektivistisch orientierte radikale Konstruktivismus und der eher sprachtheoretische methodische Konstruktivismus die Bedeutung der kulturellen und lebensweltlichen Interaktionen bei der Konstruktion von Wirklichkeiten beachtet und analysiert. Vgl. K. Reich, Die Ordnung der Blicke. Band 1: Beobachtung und die Unschärfen der Erkenntnis; Band 2: Beziehungen und Lebenswelt, Neuwied u.a. 1998.

<sup>7</sup> Mit dem von mir vorgeschlagenen Begriff „Morphologischer Konstruktivismus“, wird die Konstruktivität jedes Wahrnehmungs- und Erkenntnisaktes funktional anerkannt,

Aufgrund der Tatsache, daß der Radikale Konstruktivismus sich u.a. auf empirische Forschungsergebnisse aus der Neurobiologie, der Psychologie, Kybernetik etc. beruft und aus diesen auch Konsequenzen für den Bereich der Geschichtswissenschaft ableitet, ergibt sich die Notwendigkeit zu prüfen, ob eine derartige Argumentation legitim ist, und falls dies zutreffen sollte, ihr gegebenenfalls mit Gegenargumenten begegnet werden sollte, die ebenso einen transdisziplinären Geltungsanspruch erheben können.

Das weitere Vorgehen erfolgt dergestalt, daß zunächst die Konturen der postmodernen Krise der Geschichtswissenschaft skizzenhaft nachgezeichnet werden, wodurch die Notwendigkeit eines haltgebenden archimedischen Punktes verdeutlicht werden soll, um der Gefahr zu entgehen, am Ende nur noch in einem Meer subjektivierender postmoderner Beliebigkeit orientierungslos dahinzutreiben. Ein vorhergehender Rückblick zum Problem der temporalen, lokalen und perspektivischen Standortabhängigkeit des Historikers wird zu der Erkenntnis führen, daß konstruktivistisch denkende Geschichtstheoretiker auch in früheren Zeiten bereits die überzeugenderen Argumente vorgebracht haben.

Es folgt eine Darstellung konstruktivistischer Anwendungsmöglichkeiten für die Geschichtswissenschaft, wobei bereits jetzt vorausgeschickt sei, daß ein systematischer Anwendungsdialog im deutschen Sprachraum bisher kaum geführt worden ist. Über die Kritik an zentralen Elementen der radikal konstruktivistischen Position, eröffnet sich anschließend der Weg zur Formulierung eines morphologischen Konstruktivismus, der die Möglichkeit - auch über Vergangenes - zu verbindlichen Aussagen zu gelangen, nicht negiert. Im Anschluß erfolgt die als morphologische Imagologie bezeichnete Darstellung der methodischen Möglichkeiten, der zuvor entwickelten epistemologischen Fundierung. Und in einem letzten Schritt wird schließlich ein konkretes methodisches Anwendungsbeispiel für den Bereich der historischen Rezeptionsforschung dargestellt.

## 1. Zur Konstruktivität von Geschichte: Vordenker einer konstruktivistischen Geschichtstheorie

In der Geschichtswissenschaft stellt die Aussage, daß Historiker Geschichte nach Maßgabe ihrer jeweiligen Perspektive konstruieren, keine revolutionär

---

gleichzeitig jedoch die Möglichkeit einer partiellen Isomorphie subjektiver und außersubjektiver Strukturen beibehalten. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß das erkennende Subjekt und die von ihm wahrgenommene Realität strukturelle Gemeinsamkeiten besitzen, und insofern, zumindest prinzipiell, vergleichbar, sind. Die Analyse von sich dynamisch in Form von mentalen Gestaltbildungsprozessen entwickelnden Auto- und Heteroimagotypensystemen bildet den Gegenstand einer sich als komplementär zur komparatistischen Imagologie verstehenden, morphologischen Imagologie.

neue Erkenntnis dar. Schon Comenius verglich 1623 die Tätigkeit der Historiker mit der Sicht durch Fernrohre, die posaunengleich über die Schultern nach rückwärts weisen. So suche man für die Gegenwart und Zukunft Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. Aber was dabei überrasche, seien die gebogenen Perspektiven, die alles in einem verschiedenem Lichte zeigen. Daher könne man sich durchaus „( ...) nicht darauf verlassen, (...) daß eine Sache sich auch wirklich so verhalte, wie sie dem Beobachter erscheine.“<sup>8</sup> Jeder traue nur seiner eigenen Brille, und daraus folge Streit und Zank.

Das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß es für den Historiker unvermeidlich sei, einen jeweils individuell subjektiven Standpunkt zur Geschichte einzunehmen, wird allgemein Chladenius zugesprochen.<sup>9</sup> Er bezeichnete die jeweilige individuelle Perspektive, von der aus wir uns der Vergangenheit nähern als den „Sehe-Punkt“, der zwangsläufig zu einer Pluralität der theoretisch möglichen Standpunkte führe. „Aus dem Begriff des Sehe-Punkts folget, daß Personen, die eine Sache aus verschiedenen Sehe-Punkten ansehen, auch verschiedene Vorstellungen von der Sache haben müssen. (...) quot capita, tot sensus.“<sup>10</sup> Chladenius betonte die aus diesem Sachverhalt resultierende Unmöglichkeit der Erfüllung eines Objektivitätsanspruchs.

Chladenius formulierte in Hinblick auf die Geschichtswissenschaft, was der Kybernetiker von Foerster zu einem der zentralen Postulate des radikalen Konstruktivismus erhob: Die Feststellung, daß es keine Beobachtung ohne einen Beobachter gibt. Die Forderung, die an den Geschichtsschreiber herangetragen werde, daß er sich „(...) wie ein Mensch ohne Religion, ohne Vaterland, ohne Familie (...)“<sup>11</sup> verhalten solle, sei illusorisch, weil unerfüllbar. Chladenius leitete damit einen erheblichen Fortschritt in der Geschichtswissenschaft ein, wie Kosselleck bemerkt. „Die Erkenntnistheorie des Chladenius kam einem Akt der Befreiung gleich. (...) Es konnte sich nunmehr ein Historiker leisten, Geschichte zu ‘produzieren’: Ursachen zu gewichten, langfristigen Zusammenhängen nachzugehen, Anfang und Ende einer Geschichte umzudisponieren, er konnte Systeme entwerfen, die der Komplexität der Geschichten angemessener schienen als die bloße Addition von Kenntnissen.“<sup>12</sup>

---

<sup>8</sup> J.A. Comenius, *Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens* 11, 15 (1623), dt. v. Zdenko Baudnik, hg. v. P. Kohout, Luzern, Frankfurt a.M. 1970, S. 105 f.

<sup>9</sup> Vgl. R. Kosselleck, „Geschichte, Historie“, in: O. Brunner, W. Conze u. R. Kosselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 695 ff.

<sup>10</sup> J.M. Chladenius, *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftigen Reden und Schriften*, Leipzig 1742, zitiert nach R. Kosselleck, *Standortbildung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt*, in: ders., W.J. Mommsen u. J. Rüsen (Hg.), *Objektivität und Parteilichkeit*, München 1977, S. 26.

<sup>11</sup> J.M. Chladenius, *Allgemeine Geschichtswissenschaft*, Leipzig (1752) 1985, S. 151.

<sup>12</sup> Kosselleck, „Standortbindung“, S. 28.

Chladenius stellte fest, daß perspektivische Urteilsbildung und Parteilichkeit nicht identisch sind, und spannte damit einen theoretischen Rahmen, der, so Kosselleck, bis heute nicht überschritten worden sei. „Denn der Quellenbefund vergangener Geschehnisse zeigte eine Widerständigkeit und behält ein Eigengewicht, das nicht ex post durch Parteinahmen für oder gegen beliebig verschiebbar ist. Wohl aber können Quellen durch verschiedene Einblicknahmen Verschiedenes zu erkennen geben.“<sup>13</sup> Aus der unvermeidlichen Standortgebundenheit ergibt sich laut Chladenius, zum einen die wichtige Folgerung, daß jeder Historiker zu einem gewissen Grad Geschichte selbst produziert, und, zum anderen, eine notwendigerweise zum Wesen der historischen Erkenntnis gehörende Pluralität von Standpunkten.

Einen weiteren Schritt in Richtung der Relativierung historischer Erkenntnismöglichkeiten unternahm Johann Salomo Semmler, der darauf hinwies, daß sich durch die Abfolge der Zeit ständig die Bedingungen der Erforschung der Vergangenheit änderten. Indem Semmler, den von Chladenius beschrittenen Weg weiterverfolgend, auf den Faktor Zeit als bestimmendes Moment der Konstruktionsbedingungen von Geschichte verwies, bezog er eine Position, die man als konstruktivistisch bezeichnen könnte. Allerdings scheute er sich davor, diesen konstruktivistischen Ansatz konsequent weiterzudenken, da er die Gefahr eines durch die temporale Perspektivität des historischen Blicks bedingten grenzenlosen Relativismus vorausahnte, den er durch ein in der Geschichte wirkendes teleologisches Prinzip zu bannen versuchte, das zu immer höherer historischer Erkenntnis führen sollte.

Auch Goethe teilte Semmlers Gedanken der temporalen Perspektivität des historischen Urteils, indem er erklärte: „Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unserem Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Notwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt.“<sup>14</sup>

Der von Aufklärungshistorikern wie Chladenius und Semmler gewonnenen Einsicht in die aus der Perspektivität des Historikers resultierende Relativität von Geschichte stellte sich der Historismus mit Hilfe hermeneutischer und geschichtsphilosophischer Prinzipien, laut Rusch, letztlich erfolglos, entgegen. So zum Beispiel in Form von Gervinus' Idee des Historikers als „Parteimann des Schicksals“, durch Rankes quellenpositivistisches Konzept und, über den Historismus hinausgehend, vor allem durch Diltheys Konzeption des Primats der Hermeneutik für die Geschichtswissenschaft. Seine schärfsten Kritiker fand

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 28.

<sup>14</sup> J.W. v. Goethe, Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Werke, hg. v. E. Trunz, Bd. 14, Hamburg 1960, S. 93.

der Historismus im wesentlichen in Friedrich Nietzsche,<sup>15</sup> Theodor Lessing<sup>16</sup> und Karl Lamprecht.<sup>17</sup> Während sich Nietzsche und Lamprecht, laut Rusch, vor allem gegen jegliche teleologischen Wirkungsprinzipien und für die Berücksichtigung sozialer und kultureller Faktoren aussprachen, richtete sich die scharfe Kritik Lessings gegen das grundsätzliche Vertrauen des Historismus in die hermeneutische Methode:

„Keineswegs aber wird durch die Geschichte ein verborgener Sinn, ein Kausalzusammenhang, eine Entwicklung in der Zeit per se offenbar; sondern Geschichte ist Geschichtsschreibung, das heißt die Stiftung dieses Sinnes, die Setzung dieses Kausalzusammenhangs, die Erfindung dieser Entwicklung. Sie vorfindet nicht den Sinn der Welt; sie gibt ihn.“<sup>18</sup>

Lessing wandte sich nicht nur mit erkenntnistheoretischen, sondern auch mit ethischen Argumenten gegen den historistischen Geschichtsaberglauben, da der Mensch, als Objekt der historischen Notwendigkeiten, sich seiner persönlichen Selbstverantwortlichkeit entzogen sehe. Er wies auf die kognitiven und sozialen Bedingungen der Konstruktion von Geschichte hin. „Lessings Geschichte als Sinngabe des Sinnlosen kann deshalb ebenfalls als ein Vorläufer im geschichtstheoretischen konstruktivistischen Diskurs gelten.“<sup>19</sup>

Alternative geschichtstheoretische Konzepte zur Wahrung eines historischen Objektivitätsanspruches waren in neuerer Zeit zumeist quantitativ, wie zum Beispiel die Annales Schule Braudels, die Histoire Quantitative oder die Cliometriker, und seit den siebziger Jahren zunehmend empirisch-sozialwissenschaftlich orientiert. In den achtziger Jahren setzte eine breitere Neuorientierung in Form von qualitativer historischer Forschung, Frauen- und Geschlechtergeschichte, neuer Kulturgeschichte, Biographieforschung, Mentalitätengeschichte, Microstoria etc. ein.

## 2. Die postmoderne Krise der Geschichtswissenschaft

Postmoderne Denker plädieren in immer neuen Variationen für einen Abschied von einem absolut verstandenen Wahrheitsbegriff, der sich in „der neuen Unübersichtlichkeit“, der Pluralität unzähliger alternativer Wahrheiten aufzulösen scheint - „anything goes“, laut dem berühmt gewordenen Ausspruch Feyerabends. In einer parallel zur Philosophie verlaufenden Denkbewegung ist auch in den vermeintlich objektiven Naturwissenschaften im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts die Idee einer absoluten Wahrheit zu Grabe getragen worden.

---

<sup>15</sup> Vgl. F. Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Werke, 2 Bde., hg. v. I. Frenzel, München 1990, S. 115-174.

<sup>16</sup> Vgl. T. Lessing, Geschichte als Sinngabe des Sinnlosen, München (1919) 1983.

<sup>17</sup> Vgl. K. Lamprecht, Einführung in das historische Denken, Leipzig 1913.

<sup>18</sup> Lessing 1983, S. 15.

<sup>19</sup> G. Rusch, „Konstruktivismus und die Traditionen der Historik“, in: „Geschichte beobachtet“, S. 68.



Nach Einsteins' Relativitätstheorie mußte die Idee, daß die Kategorien Raum und Zeit a priori existieren, aufgegeben werden und mit der Entdeckung der Heisenbergschen Unschärferelation, nach der Ort und Impuls eines Elektrons niemals gleichzeitig, unabhängig vom Beobachter gemessen werden können, weil der Meßvorgang selbst immer das Ergebnis mitbeeinflusst, scheint auch auf der Ebene elementarster Bestandteile von Materie, unabhängig von uns existierende Realität, nicht mehr zugänglich zu sein. Den vorläufigen Schlußakkord in dieser Abschiedssymphonie von endgültigen Wahrheiten und Gewißheiten schlägt die in den letzten Jahren zu einem bestimmenden Paradigma gewordene Chaostheorie an, welche die grundsätzliche Nichtlinearität und damit Unvorhersehbarkeit elementarer Naturvorgänge mit Hilfe mathematisch exakter Modelle nachweist.

In den achtziger Jahren ergriff die allgemeine postmoderne Krise der Wissenschaften in verstärkten Maße auch die Historiker, die an die Erkenntnisse der Aufklärungshistoriker anknüpfend, ihr Selbstverständnis neu reflektierten. Besonders aktive Initiatoren und Teilnehmer dieser Debatte waren die Historiker Reinhart Koselleck, Wolfgang J. M. Mommsen, Jörn Rüsen und Hans-Ulrich Wehler. Die Geschichtswissenschaft sieht sich im Zeitalter der Postmoderne ebenfalls unter dem Schlagwort „linguistic turn“<sup>20</sup> mit einer scheinbar alle Dämme der Gewißheit niederreißenden Flutwelle erkenntniskritischer Überlegungen konfrontiert. So erklärt etwa der französische Strukturalist Claude Lévi-Strauss, eine der Galionsfiguren der Postmoderne, daß die Geschichtswissenschaft eine Methode sei, der gar kein genaues Objekt entspreche:

„Denn der Hypothese zufolge ist die historische Tatsache das, was wirklich gewesen ist; aber wo ist etwas geschehen? Jede Episode einer Revolution oder eines Krieges löst sich in eine Vielzahl psychischer oder individueller Bewegungen auf; (...) Infolgedessen ist die historische Tatsache nicht mehr 'gegeben' als die anderen: der Historiker (...) konstruiert sie durch Abstraktion und gleichsam unter Drohung eines unendlichen Regresses. (...) eine wirklich totale Geschichte würde uns mit dem Chaos konfrontieren.“<sup>21</sup>

Eine skeptische Position, hinsichtlich des historischen Erkenntnishorizonts, vertritt auch der konstruktivistisch argumentierende amerikanische Literaturhistoriker Hayden White, der den narrativen Charakter jeder Form von Geschichtsschreibung betont und die Grenzen zwischen Literatur und Geschichte durch seine These relativiert, daß es in beiden Gattungen letztlich nur um die Erzeugung kohärenter Plot-Strukturen gehe.

Erzählstrategien spielen eine wichtige Rolle bei der Konstruktion von Geschichte(n), wie auch Rusch bemerkt, „weil es immer schwieriger wird, gegen die Überzeugungskraft eines komplexen konsistenten Systems zu denken, und weil es immer größere Anstrengung und schließlich eine Unmöglichkeit bedeuten würde, die durch ein solches System einmal gewonnene Konsonanz, die

---

<sup>20</sup> Der Begriff geht zurück auf: R. Rorty, *The Linguistic Turn*, Chicago 1967.

<sup>21</sup> C. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a.M. 1971, S. 296.

Sicherheit und das Vergnügen ohne Not preiszugeben. Damit wird das kognitive System gewissermaßen ein Opfer seiner eigenen Verführungskünste; es kann die Kohärenz, die es erzeugt, nicht leugnen, und erliegt daher selbst der Überzeugungskraft, auf die hin seine Konstruktionen angelegt sind.<sup>22</sup>

Während White die Geschichtsschreibung der Literatur annähert, rückt der New Historicism umgekehrt Literatur auf dieselbe Ebene wie historische Quellen. Der in Berkley lehrende Stephen Greenblatt bezeichnet seine historisierende Literaturwissenschaft als „Poetics of Culture“. Greenblatt sucht nach der „sozialen Energie“, den „Verhandlungen“ der Zeitgenossen um Repräsentationen, nach Konflikten um soziale Praktiken und kulturelle Objekte. Ähnlich wie bei Michel Foucault löst sich die Universalkategorie 'Mensch' bei ihm in fragmentierte und konfliktbeladene individuelle 'Ichs' auf.

Unter den postmodernen Erkenntniskritikern hat Foucault zwar zweifelsohne für die meisten Irritationen innerhalb der Geschichtswissenschaft gesorgt,<sup>23</sup> doch eine noch radikalere Position im Sinne einer Aufhebung des hermeneutischen Prinzips vertritt Derrida mit seinem Begriff der Dekonstruktion. Durch den Akt der Dekonstruktion soll „die verborgene und verdrängte Asymmetrie der allgegenwärtigen binären Oppositionen herausgearbeitet werden, beispielsweise die Dichotomie der Geschlechter oder die Teilung der Welt in Nord und Süd. Quellengrundlagen der Literatur- und Geschichtswissenschaft sind demnach nicht mehr geschlossene Einheiten mit eingrenzenden Bedeutungen (...).“<sup>24</sup> Es eröffnet sich durch Derridas Forderung nach der „Autonomie des Textes“ ein unendliches Spiel der Signifikanten, die sich niemals auf eine einzige Bedeutung zurückführen lassen, wodurch die Verbindlichkeit von Wissen radikal in Frage gestellt wird.

Der amerikanische Anthropologe Clifford Geertz schlägt vor, etwas weniger rigoros als Derrida, Kulturen semiotisch als Texte zu betrachten und mit Hilfe von „dichter Beschreibung“ darzustellen.<sup>25</sup> Für ihn bildet eine Kultur ein autonomes symbolisches Universum. Demnach wären Rituale, Fabrikalltag oder archäologische Funde, analog zu Texten analysier- und interpretierbar.

Die von de Saussure postulierte Divergenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem, die in unserem Jahrhundert vor allem von Wittgenstein konstatierte Unfähigkeit der Sprache, die Strukturen der Realität abzubilden, die Unmöglichkeit eines unmittelbaren Zugriffs auf die Vergangenheit sowie die unum-

---

<sup>22</sup> G. Rusch, Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt, Frankfurt a.M. 1987, S. 374.

<sup>23</sup> Vgl. C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit, Köln 1997, S. 162.

<sup>24</sup> C. Konrad, M. Kessel (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Situation, Stuttgart 1994, S. 19. Vgl. J. Derrida, Grammatologie, übers. v. H.-J. Rheinberger u. H. Zischler, Frankfurt a.M. 1992.

<sup>25</sup> Vgl. C. Geertz, „Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur“, in: ders., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1987. Vgl. auch zur Diskussion kulturgeschichtlicher Theorien: W. Hardtwig, H.-U. Wehler (Hg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996.

gängliche subjektive Perspektivität jeder Art von wissenschaftlicher Annäherung an die Geschichte sind die Hauptargumente, welche die postmodernen Kritiker gegenüber den traditionellen Methoden der Geschichtswissenschaft ins Feld führen. In Hinblick auf die krisenhafte Situation der Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Postmoderne erklärt deshalb Karl Acham:

„Die Meinung, man könne auf die sogenannten Fakten als objektive und unbezweifelbare Dinge, auf ein ursprünglich 'Gegebenes' zurückgreifen, hält nicht stand. Das Resultat, welches sich aus derartigen erkenntnistheoretischen Überlegungen ergibt, besteht in der Einsicht, daß es einen standortfreien Historiker, einen Historiker ohne jede Perspektive, nicht gibt. Daraus folgt, daß der Versuch, jeweils eine einzige Perspektive als die allein 'objektive' anzugeben, als gescheitert anzusehen ist.“<sup>26</sup>

Im Gegensatz zu benachbarten Disziplinen wie der Kultur- und Literaturgeschichte haben die postmodernen Geschichtskonzepte bisher trotzdem wenig Anklang bei der Mehrzahl der Historiker gefunden, nicht zuletzt wohl auch, weil all diese variantenreichen Formen der Kritik an der Geschichtswissenschaft die, bisher als Motivation für die meisten Forschungsprojekte immer noch existentielle, Grundannahme zurückweisen, daß die Vergangenheit für den Historiker, wenngleich in einem begrenzten Rahmen, erkennbare Strukturen aufweist. Doch wie läßt sich der offensichtlich nicht ganz unberechtigten postmodernen Kritik in angemessener epistemologischer und methodischer Form begegnen? Es stellt sich die Frage, ob konstruktivistische Konzepte der letzte Nagel zum Sarg der Klio sind oder ob sie ihr eventuell vielmehr den Weg ins dritte Jahrtausend weisen könnten.

### 3. Der konstruktivistische Anwendungsdialog mit der Geschichtswissenschaft

Im Stil der von Foerster gerne formulierten paradoxen Umkehrschlüsse, lassen sich realistische und radikal konstruktivistische Geschichtskonzeptionen folgt gegenüberstellen.<sup>27</sup>

wie

- *Realistischer Standpunkt:*  
Die Geschichte ist die Ursache, ihre Beschreibung die Folge.
- *Konstruktivistischer Standpunkt:*  
Die Beschreibung ist die Ursache, die Geschichte die Folge.

---

<sup>26</sup> K. Acham, Zu einigen unverändert aktuellen Problemen der Theorie der Geschichtswissenschaft, in: G. Wunberg u. D.A. Binder (Hg.), Pluralität. Eine interdisziplinäre Annäherung. (Festschrift für Moritz Csáky) Wien, Köln u. Weimar 1996, S. 9-42, hier S. 26.

<sup>27</sup> Vgl. A. Müller, K.H. Müller u. F. Stadler, Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft: Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse, Wien 1997, S. 7.

Eine konsequente methodologische Umsetzung des radikal konstruktivistischen Standpunktes erscheint schwierig. Entweder wird der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, etwa im Sinne der von Hayden White postulierten Konvergenz von Geschichte und Geschichten, von vorneherein aufgegeben,<sup>28</sup> oder Geschichtswissenschaft wird primär als diachronologische Sozialwissenschaft betrieben. Daneben bleiben nur noch formal pragmatische Kriterien bestehen wie etwa die interne und externe Kohärenz von Geschichtsinterpretationen. Rusch plädiert deshalb als Basis einer radikal konstruktivistisch orientierten Geschichtswissenschaft für eine Öffnung ihres Gegenstandsbereiches. Angesichts der Unmöglichkeit eines direkten Zugriffs auf die Vergangenheit, dürfe sie sich nicht in dogmatischer Erstarrung auf diese konzentrieren, sondern wäre gut darin beraten, ihren Gegenstandsbereich zur Gegenwart hin auszuweiten. Rusch schlägt zu diesem Zweck an methodologische Verfahren angelehnte Zeitreihenhebungen vor, deren Analyse dann, seiner Meinung nach, keine narrativen Geschichtskonstrukte, „( ...) sondern empirische Interpretationen von Theorien bzw. abstrakten Modellen sozialer Dynamik“<sup>29</sup> darstellten.

Es erscheint mir an dieser Stelle angebracht, mit Nünning daran zu erinnern, daß sich traditionalistische und konstruktivistische Ansätze nicht per definitionem „radikal“ ausschließen müssen, sondern sich im Gegenteil gegenseitig „moderat“ befruchten können. Art einer konstruktivistischen Geschichtswissenschaft sind grundsätzlich beide Ansätze denkbar, weil die jeweiligen Forschungsergebnisse gleichermaßen Konstrukte des Historikers sind und gewinnbringend aufeinander bezogen werden können. Die Perspektiven sind insofern komplementär, als die Konstrukte, die sich auf die Wirklichkeitssicht der Zeitgenossen beziehen, bzw. diejenigen Modelle, die Historiker von geschichtlichen Ereignissen entwerfen, zunächst lediglich unterschiedliche Gegenstände beschreiben.“<sup>30</sup>

Wenn die Tätigkeit des Historikers im wesentlichen als ein Akt der Konstruktion von Geschichte aufgefaßt wird, muß dies also nicht zwangsläufig zu einem absoluten Relativismus oder Subjektivismus führen. Der Historiker operiert mit Fakten, also mit Gemachtem, nicht mit Daten, also Gegebenem. Das

---

<sup>28</sup> Chris Lorenz weist in seiner Kritik an Whites geschichtstheoretischen Ansichten darauf hin, daß keine Theorie der Geschichte das Problem der Referenz und der Wahrheit übergehen könne, ohne den Kontakt mit den fundamentalen Anliegen von Historikern und den Voraussetzungen der Geschichte als Wissenschaft zu verlieren. So habe auch White in der Diskussion, in der seine Auffassungen über die Historiographie des Dritten Reiches mit denen von NS-Forschern konfrontiert wurden, eingeräumt, daß die Fakten sehr wohl die historischen Erzählungen „steuern“ könnten. „In the case of emplotment of the events of the Third Reich in a ‘comic’ or ‘pastoral’ mode, we would be eminently justified in appealing to the ‘facts’ in order to dismiss it from the List of ‘competing narratives’ of the Third Reich.“ H. White, „Historical emplotment and the Problem of truth“, in: Friedländer (Hg.), *Probing the Limits*, S. 40, zitiert nach Lorenz 1997, S. 181 f.

<sup>29</sup> G. Rusch, „Die Wirklichkeit der Geschichte - Dimensionen historiographischer Konstruktion.“, in: A. Müller u.a. 1997, S. 167 f.

<sup>30</sup> Nünning 1992, S. 99.

Kriterium der Konsistenz tritt an die Stelle des traditionellen Kriteriums der Objektivität. Der wissenschaftliche Anspruch des Forschers im Sozialsystem seiner jeweiligen Disziplin besteht nicht zuletzt darin, im Diskurs zu einem Konsens über die von ihm angewandten Methoden und die resultierenden Ergebnisse zu gelangen. Als Basis der Konsenserstellung dienen Evidenzen, die verhindern, daß es zu Begründungsregressen kommt. Zu diesen Evidenzen zählen, laut Schmidt, „(...) seit langem und noch immer Überzeugungen hinsichtlich der grundlegenden Dimensionen menschlicher Wirklichkeitserfahrung wie zum Beispiel Kontinuität, Kohärenz, Strukturiertheit in Raum und Zeit. Ursache und Wirkung (...).“<sup>31</sup>

Eine bisher in ihren weitreichenden Möglichkeiten wohl noch zuwenig in Historikerkreisen reflektierte weitere Dimension eines fruchtbaren konstruktivistischen Dialoges mit der Geschichtswissenschaft eröffnet sich durch die von Müller ausgesprochene „Einladung an die Historiker“, sich zur Erklärung komplexer historischer Prozesse des Instrumentariums der Systemtheorie zu bedienen.<sup>32</sup> In anderen Disziplinen bereits seit einiger Zeit erfolgreich in Gebrauch, dürften sich auch für die Geschichtswissenschaft interessante Perspektiven durch die Anwendung von Modellen der Selbstorganisation komplexer Systeme und den damit verbundenen Begriffen, wie zum Beispiel dem Konzept der Autopoiese, ergeben.

Die Theorie autopoietischer Systeme, formuliert von den beiden chilenischen Kognitionsbiologen Humberto M. Maturana und Francisco Varela, stellt eines der grundlegenden Konzepte des Radikalen Konstruktivismus dar und ist über ihren ursprünglich biologisch-chemischen Geltungsbereich hinaus, auch von Luhmann, in modifizierter Form mit nachhaltiger Resonanz in die Soziologie eingeführt worden, wodurch sich prinzipiell auch für den Historiker die Möglichkeit eröffnet, auf dieses Modell zurückzugreifen.<sup>33</sup>

Der Begriff Autopoiesis ist zusammengesetzt aus den griechischen Begriffen „autos“= selbst und „poiein“ = machen. Ein autopoietisches System ist dadurch gekennzeichnet, daß es sich mittels des Zusammenwirkens seiner netzwerkartig miteinander verknüpften Einzelelemente selbst reproduzieren und seine operativ geschlossene, zirkuläre Struktur aufrechterhalten kann.<sup>34</sup>

---

<sup>31</sup> S.J. Schmidt, „Geschichte beobachten. Geschichte und Geschichtswissenschaft aus konstruktivistischer Sicht“, in: *Geschichte beobachten*, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, B. Jg. Heft 1/1997, S. 44.

<sup>32</sup> Vgl. K.H. Müller, „Die Konstruktion komplexer historischer Modelle. Second-Order-Explorationen“, in: A. Müller u.a. 1997, S. 77 ff.

<sup>33</sup> Vgl. H.R. Maturana, *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*, Braunschweig u. Wiesbaden 1982; ders. u. F. Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, Bern, München u. Wien 1987.

<sup>34</sup> „Autopoietische Systeme sind operativ geschlossene Systeme, die sich in einer 'basalen Zirkularität' selbst reproduzieren, indem sie in einer bestimmten räumlichen Einheit die

Aufgrund der chronischen Anfälligkeit des Begriffs der Autopoiese für Fehlinterpretationen jeglicher Art, erscheint es angebracht ihn, vor allem in Hinblick auf seine Übertragbarkeit über den ursprünglichen Gegenstandsbereich hinaus, näher zu erläutern.<sup>35</sup>

Das von Maturana und Varela entwickelte Autopoiesis Konzept geht zunächst von der Beobachtung aus, daß es lebende Systeme gibt, die in einer ganz spezifischen Form der Selbsterzeugung dazu in der Lage sind, sich selbst zu reproduzieren. Die Besonderheit des Selbsterzeugungsprozesses liegt darin begründet, daß er kontinuierlich verläuft, sich das System also in diesem Sinne permanent neu erschafft, und es dabei nur auf die dem System eigenen Elemente zurückgreift. Etwas vereinfacht ausgedrückt: ein autopoietisches System reproduziert die Elemente, aus denen es besteht, mit Hilfe der Elemente, aus denen es besteht. So ersetzen z.B. eine Zelle oder ein lebendiger Organismus ständig die Bestandteile, aus denen sie bestehen, um ihr inneres homöostatisches Gleichgewicht<sup>36</sup> zu erhalten.<sup>37</sup>

Dieses auf Anhieb nicht ganz einfach nachvollziehbare Konzept, ist, wie bereits erwähnt, von Luhmann in die Soziologie eingeführt worden, wobei es wichtig ist, den Unterschied zwischen psychischen (ursprüngliches Konzept) und sozialen Systemen (Luhmanns Konzept) zu beachten. „Personen können als operativ geschlossene (und in diesem Sinne als autopoietische) psychische Systeme verstanden werden, weil das Nervensystem des Menschen Gedanken und Vorstellungen prozessiert und ein Bewußtsein erzeugt, dessen Konstitution

---

Elemente, aus denen sie bestehen, in einem Produktionsnetzwerk mit Hilfe der Elemente herstellen, aus denen sie bestehen.“ H.R. Maturana, Erkennen, S. 58.

<sup>35</sup> Vgl. als allgemeine Einführung in die wissenschaftliche Entstehungsgeschichte moderner Konzepte der Selbstorganisation R. Paslack, „Ursprünge der Selbstorganisation“, in: G. Rusch u. S.J. Schmidt, Konstruktivismus: Geschichte und Anwendung, Frankfurt a.M. 1992, S. 59 ff.

<sup>36</sup> Als „Homöostase“ wird der Mechanismus der Selbstregulation bezeichnet, der lebenden Organismen die Konstanzhaltung ihres inneren Milieus, in Form eines dynamischen Gleichgewichtszustandes, ermöglicht. Der Begriff wurde eingeführt von W.B. Cannon, in: ders., The Wisdom of the Body, New York 1932.

<sup>37</sup> Eine autopoietische Sichtweise schließt nicht aus, daß es notwendigerweise auch zu einer Interaktion zwischen System und Umwelt kommt. Vielmehr betrachten Maturana und Varela Vorgänge, die von einer externen Beobachtungsebene aus gesehen, als System-Umwelt Interaktionen dargestellt werden könnten, sozusagen von innen. „mit den Augen des Systems“. Aus dieser von innen nach außen zielenden Blickrichtung erscheint dann das betrachtete System primär als operationell geschlossener Kreislauf, dessen Ziel in der Aufrechterhaltung seiner homöostatischen Organisation besteht. Für Mißverständnisse kann die mangelnde Berücksichtigung des wesentlichen Gedankens sorgen, daß sich die operative Geschlossenheit eines autopoietischen Systems ausschließlich auf die basale Zirkularität der Selbststeuerung seiner eigenen Reproduktion bezieht, während es sich energetisch weiterhin um ein offenes System handelt. Durch das Autopoiese Konzept wird gegenüber einer einseitigen Betonung der Umwelt Abhängigkeit von Systemen der Aspekt ins Blickfeld gerückt, daß Systeme als Grundbedingung von erfolgreichen System-Umwelt Interaktionen, ihre eigene Kontinuität organisieren müssen.

- nicht dessen Inhalt! - ausschließlich aus der Organisationsweise und Struktur des neuronalen Systems folgt.“<sup>38</sup>

Insofern können externe Signale als Anstöße zu einer sich in Form neuraler Korrelationsprozesse vollziehenden Selbstveränderung des Systems angesehen werden.<sup>39</sup> Luhmann hat (das Konzept der Autopoiese von der Ebene individueller Entitäten auf soziale Systeme übertragen, die allerdings a priori keineswegs geschlossen sind, weshalb es notwendig ist, scharf zwischen dem Modus der Geschlossenheit von psychischen, im Gegensatz zu demjenigen sozialer Systeme zu trennen. Der Unterschied zwischen den beiden Systemen besteht, laut Luhmann, in ihrer jeweils spezifischen Prozessierungsform von Sinn. Während psychische Systeme Sinn in Form von Gedanken und Vorstellungen generieren, prozessieren soziale Systeme Sinn in Form sprachlich-symbolisch vermittelter Kommunikation.<sup>40</sup>

Die Geschlossenheit eines Systems läßt sich über den Operationsmodus seiner Selbstreferentialität definieren.<sup>41</sup> Während es bei psychischen Systemen die Gedanken sind, die als Operationsmodus der Selbstreferentialität fungieren, ist es bei sozialen Systemen die Kommunikation, durch die Selbstreferentialität geschaffen wird. Soziale Systeme basieren auf Kommunikation und für ihre Aufrechterhaltung ist Kommunikation unerlässlich. Eine solche Definition sozialer Systeme stellt natürlich ein Konstrukt dar, da sie sich nicht mehr auf eine Ansammlung von Menschen, sondern nur noch auf via Kommunikation Sinn prozessierende Elemente bezieht.<sup>42</sup>

---

<sup>38</sup> H. Wilke, Systemtheorie I: Grundlagen. Stuttgart (1982) 1996, S. 63.

<sup>39</sup> Foerster illustriert dies anhand eines einfachen Rechenexempels: „Da wir nur über 100 Millionen Sinneszellen verfügen, unser Nervensystem aber an die 10.000 Milliarden Synapsen enthält, sind wir gegenüber Änderungen unserer inneren Umwelt 100 000mal empfänglicher als gegenüber Änderungen in unserer äußeren Umwelt.“ Auf der elementaren Ebene des Prozessierens von Gedanken gibt es für ein psychisches System weder input noch output, sondern nur zirkuläre Geschlossenheit. Daraus folgert Luhmann zu Recht: „Es gibt keinen unmittelbaren Kontakt zwischen verschiedenen Bewußtseinssystemen“. N. Luhmann, „Die Autopoiese des Bewußtseins“, in: Soziale Welt 36, 1985, S. 404.

<sup>40</sup> Vgl. N. Luhmann, „Systeme verstehen Systeme“, in: ders. u. K. Schon (Hg.), Zwischen Intransparenz und Verstehen. Frankfurt a.M. 1986, S. 19 u. ders., Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984, S. 192 ff.

<sup>41</sup> Aus systemtheoretischer Sicht bezeichnet Selbstreferentialität die Fähigkeit jedes lebendigen Systems, einen Bezug zu sich selbst in Abgrenzung zur Umwelt herzustellen. „Es gibt selbstreferentielle Systeme. Das heißt zunächst nur in einem ganz allgemeinen Sinne: Es gibt Systeme mit der Fähigkeit, Beziehungen zu sich selbst herzustellen und diese Beziehungen zu differenzieren gegen Beziehungen zu ihrer Umwelt.“ N. Luhmann, Soziale Systeme, Frankfurt a.M. 1993, S. 31.

<sup>42</sup> Mit anderen Worten: Soziale Systeme können dann als operativ geschlossen angesehen werden, „wenn sie semantische Strukturen ausbilden, die die in ihnen ablaufenden kommunikativen Operationen auf selbstreferentielle, rekursive Umlaufbahnen zwingen. Diese Bedingung ist für Gesellschaft als den Gesamtzusammenhang aneinander anschließbarer Kommunikationen qua Definition gegeben. Für gesellschaftliche Teilsysteme und andere soziale Systeme aber nur dann, wenn sie Spezialsemantiken

Es stellt sich nun die Frage, welche Vorteile ein zunächst derart retortenhaft daherkommendes Konstrukt gegenüber dem althergebrachten Konzept relativer Autonomie bietet. Varela, als einer der Väter der ursprünglichen Theorie, wehrt sich gegen eine über den engeren Bereich biologisch-chemischer Selbstorganisationsprozesse hinausgehende Übertragung des Autopoiese Begriffs, indem er Autonomie als allgemeine Form selbstreferentieller Geschlossenheit verstanden wissen will und Autopoiese als einen Spezialfall, der, seiner Meinung nach, nur dann gegeben sei, wenn sich die Elemente des Systems aus den Elementen des Systems im biologischen Sinne reproduzieren. Betrachte man allerdings als den Kern der Idee der Autopoiese die operative Geschlossenheit eines selbstreferentiellen Verweisungszusammenhangs, dann stehe einer Übertragung dieses Konzeptes, auf psychische und soziale Systeme, laut Wilke, nichts im Weg.<sup>43</sup>

Die Vorteile der Anwendung eines systemtheoretischen Instrumentariums liegen, so Wilke, im Erreichen sowohl einer fachspezifischen als auch interdisziplinären Universalität.<sup>44</sup> Und damit einhergehend, der Möglichkeit der Modellierung transdisziplinärer Lösungsansätze für komplexe Problemstellungen. Notwendigerweise seien der Anwendung des vielfältigen systemtheoretischen Modellpools jedoch, laut Müller, auch gewisse Grenzen auferlegt. So sollte ein historischer Prozess sich zum Beispiel durch Faktoren wie einen hinreichenden Komplexitätsgrad sowie eine Dominanz der internen Dynamik auszeichnen, um sinnvoll systemtheoretisch erfaßt werden zu können.<sup>45</sup> Eine Reduzierung von Komplexität könne in bestimmten Fällen durch die Anwendung aus der Kybernetik entlehnter, „Second Order Explorationen“ erreicht werden. Gemeint ist damit die Bildung von Metaebenen in Form von

---

ausbilden, die sowohl die präzise Bezeichnung einer systemspezifischen elementaren Operation wie auch eine trennscharfe Differenzierung zwischen allgemeinen (gesellschaftlichen) Operationen erlauben.“ Wilke 1996, S. 66.

<sup>43</sup> Es „(...) wird zugleich auch deutlich, daß Autopoiese ungleich präzisere, trennschärfere und engere Voraussetzungen postuliert als ein Begriff von Autonomie, der zwar irgend eine Form von Eigengesetzlichkeit, Eigendynamik oder Eigenständigkeit meint, aber nicht präzisiert, worin genau die Eigenständigkeit eines Kontextes bestehen sollte.“ Und weiter erklärt Wilke: „Es macht die herausragende Erkenntnisleistung des Autopoiese-Konzepts und seine Nähe zur Idee des Hyperzyklus - aus, die selbstreferentielle Geschlossenheit eines Verweisungszusammenhangs in der Radikalität zu postulieren, daß Einheit und Elemente dieses Zusammenhangs erzeugt werden durch nichts anderes als die Operationsweise dieser Einheit selbst. Damit wird eine Regelstruktur der Operationsweise eines Systems zum Kriterium, an dem sich in gläserner Härte und Transparenz erweist, ob ein System autopoietische Qualität hat oder nicht: zwingt diese Regelstruktur die Einzeloperationen in autokatalytische Zyklen eines rekursiven Musters, so daß ein geschlossener, selbstreferentieller Verweisungszusammenhang von Operationen sich ergibt, dann liegt Autopoiese vor. Sonst nicht. Und es ist dann ein notwendiger weiterer Schritt, die auf dieser Basis möglichen (und unabdingbaren) Umweltbeziehungen des autopoietischen Systems zu spezifizieren.“ Wilke 1996, S. 68 f.

<sup>44</sup> Vgl. Wilke 1996, S. 2 ff.

<sup>45</sup> Vgl. K.H. Müller, Second-Order Explorationen, in: A. Müller u.a. (1997), S. 81 ff.



„Modellen von Modellen“ oder „Eigenschaften von Eigenschaften“, um auf diese Weise einen höheren Grad der Abstraktion zu erreichen.

#### 4. Von der Kritik am Radikalen-Konstruktivismus zum Modell eines Morphologischen Konstruktivismus

Der konstruktivistische Ansatz trägt, wenn auch vielleicht zum Teil unnötig radikal formuliert, zweifelsohne ein hohes Innovationspotential in sich, wie der kursorische Blick auf potentielle geschichts- und sozialwissenschaftliche Anwendungsschnittstellen verdeutlicht hat. Im folgenden wird auf die impliziten Voraussetzungen des Radikalen Konstruktivismus eingegangen, um deutlich zu machen, wo seine Radikalität aufhört konstruktiv zu sein. Eine kritische und gleichzeitig faire Auseinandersetzung mit dem Radikalen Konstruktivismus kann sich nicht darauf beschränken ihn einfach als „realitätsfremd“ oder „solipsistisch“ abzutun. Derartige Gegenargumente greifen zu kurz und verpuffen schnell vor den Mauern eines für den nicht „Eingeweihten“ von außen zunächst sehr kohärent erscheinenden Theoriegebäudes, das zudem seine Kompatibilität mit einer Vielzahl empirischer wissenschaftlicher Ergebnisse betont.

Der radikale Konstruktivismus besteht auf der Trennung zwischen einer für uns erfahrbaren Wirklichkeit und einer uns nicht zugänglichen ontologischen Realität. Glaserfeld erklärt diesbezüglich, einem weitverbreiteten Mißverständnis seiner Gegner begegnend, der Konstruktivismus *leugne keineswegs die Existenz einer Realität*. Er halte es lediglich mit den Skeptikern und behaupte, *daß man über die Realität, eben weil sie jenseits aller menschlichen Erfahrung liege, nichts sagen könne*. „Und er geht dann mit dem irischen Philosophen George Berkley“, so Glaserfeld wörtlich, „einen kleinen Schritt weiter, indem er aufweist, daß die Wörter „Existenz“ und „existieren“ außerhalb der Erlebniswelt keinen rational ermeßbaren Sinn haben könnten.“<sup>46</sup>

Es drängt sich jedoch die Frage auf, welchen rational ermeßbaren Sinn dieser Sophismus überhaupt machen kann. Hier bietet sich ein Ansatzpunkt zu einer „konstruktiven“ Kritik eines übertrieben radikalen Konstruktivismus, dessen epistemologische Position allerdings zunächst logisch unwiderlegbar erscheint. Kaum ein Historiker wird heute ernsthaft, die durch seine spezifischen Erkenntnisinteressen unausweichlich gegebene Perspektivität seiner Forschungen sowie die Subjektivität der von ihm untersuchten Quellen, im Sinne eines an Ranke angelehnten naiven Realismus/Quellenpositivismus leugnen. In dieser Hinsicht ist der konstruktivistische Ansatz also durchaus mit der gängigen Forschungspraxis kompatibel.

Ebenso kann ganz offensichtlich für den Historiker ein hoher Nutzen darin liegen, der unumgänglichen Perspektivität zeitgenössischer Geschichts-

---

<sup>46</sup> E.v. Glaserfeld, „Die Wurzeln des 'Radikalen' am Konstruktivismus,“ in: H.R. Fischer (Hg.), *Die Wirklichkeit des Konstruktivismus: Zur Auseinandersetzung um ein neues Paradigma*, Heidelberg 1995, S. 42.

konstruierte einen eigenen Wert oder mit den Worten Durckheims, eine Realität „sui generis“ zuzuerkennen, da sich durch das rekonstruierende Hineinversetzen in die jeweilige Situation der historischen Akteure ein erheblicher Erkenntnisgewinn über die geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Hintergründe historischer Prozesse erzielen läßt.<sup>47</sup> Um derartigen Überlegungen methodisch zu folgen, bedarf es jedoch nicht notwendigerweise einer, wenngleich nicht absoluten Negation, so jedoch absoluten Relativierung des traditionellen ontologischen Realitätsbegriffes. Da der radikale Konstruktivismus mit dem Kriterium der Viabilität, d.h. seiner anwendungsbezogenen Nützlichkeit argumentiert und dieses Prinzip zum absoluten Maßstab seines instrumentellen Wissenschaftsverständnisses macht, muß er sich die Frage gefallen lassen, welcher für die Forschungspraxis relevante Nutzen daraus zu ziehen ist, die Relevanz einer unabhängig vom subjektiven Beobachter existierenden Realität völlig in Abrede zu stellen. Handelt es sich hier nicht eventuell um eine, in vieler Hinsicht vermutlich durchaus berechtigte und in Form intelligenter Provokationen vorgetragene Kritik an einem naiven Realismus, welchen der allgemeine wissenschaftstheoretische Diskurs allerdings längst hinter sich gelassen hat?

Bereits Popper hat bekanntlich, bezogen auf den Bereich empirischer Forschung, darauf hingewiesen, daß sich aufgrund der logischen Asymmetrie zwischen Verifikation und Falsifikation eine Theorie durch einzelne Beobachtungen zwar nicht als wahr, wohl aber als falsch erweisen kann.<sup>48</sup> Diese logische Asymmetrie erklärt er anhand seines berühmt gewordenen Beispiels von den weißen und den schwarzen Schwänen: Angenommen, man hat bisher in seinem Leben nur weiße Schwäne gesehen und folgert daraus induktiv, daß alle Schwäne weiß sind, dann bezieht sich diese Aussage nicht nur auf alle gegenwärtig existierenden Schwäne, sondern hat gleichzeitig auch einen prognostischen Charakter und weist zudem auch in die Vergangenheit zurück. Doch eigentlich können wir uns nie ganz sicher sein, daß alle Schwäne, die jemals existiert haben, gegenwärtig existieren und in Zukunft existieren, diese Eigenschaft aufweisen. Denn es könnte immer ein Zeitpunkt kommen oder ein Ort entdeckt werden, an dem ein Schwan gefunden wird, der nicht weiß ist. Umgekehrt genügt die Entdeckung der Existenz eines einzigen schwarzen Schwans, um die Aussage, daß alle Schwäne weiß sind, zu widerlegen. Theorien haben insofern für Popper immer den Charakter eines vorläufigen

---

<sup>47</sup> So stellt zum Beispiel die Rezeption der Ideen der europäischen Aufklärung ein wichtiges Element des Erklärungsmodells der Entstehung der hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen dar. „Der Aufklärung als Betonung von Ratio und Kritik wohnen immer auch emanzipatorisch-politische Elemente inne - und sei es nur indirekt. Langfristig hatte sie auch in Hispanoamerika eine systemsprenkende Brisanz.“ M. Spiewack, Das ferne Echo der Vernunft. Das höhere Bildungswesen in Hispanoamerika im Zeitalter der Aufklärung, Münster, Hamburg 1993, S. 13 ff.

<sup>48</sup> Vgl. K.R. Popper, Objektive Erkenntnis: Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg 1973, S. 13 ff.

Wissens. Der Fortschritt der Wissenschaft resultiert somit darin, zu Theorien mit immer größerer Wahrscheinlichkeit zu gelangen, die damit gleichzeitig eine Approximation an die Wahrheit, im Sinne einer regulativen Idee, darstellen. Der kritische Rationalismus hat demnach also, aufgrund des logisch unlösbaren Induktionsproblems, die Einsicht bereits vollzogen, daß es keine empirisch sichere Basis für Erkenntnis gibt.

Zieht man aus der Begrenztheit des menschlichen Erkenntnishorizontes die Konsequenz, daß wissenschaftliche Modelle der Realität immer einen vorläufigen und in Hinblick auf zukünftige neue Theorien, die eine größere Erklärungskraft besitzen können, revidierbaren Charakter haben, formuliert man lediglich mit anderen Worten, was wissenschaftstheoretisch als klassisches Falsifikationsprinzip längst als common sense gilt.<sup>49</sup>

Die radikal konstruktivistische Einsicht, daß empirische Forschung keine Approximation an eine unabhängig existierende Realität darstellt, mündet zudem letztlich in zirkulöser Selbstwiderlegung, so lautet eines der von Groebben, Nüse u.a. aus wissenschaftstheoretischer und gleichzeitig psychologischer Sicht vorgebrachten Argumente gegen eine solipsistische Metatheorie, welche die Möglichkeit jeglicher Umweltrepräsentation zu leugnen scheint, wobei Maturanas Theorie der Autopoiese<sup>50</sup> und Roths konstruktivistische Theorie des Nervensystems für sich genommen noch keine radikal konstruktivistische Position im engeren Sinne markieren, wodurch sich die Kritik etwas relativiert. Auf der metatheoretischen Ebene, bzw. der Ebene der Verknüpfung von Objekt und Metatheorie scheint sich der radikale Konstruktivismus selbst ad absurdum zu führen. Wenn der radikale Konstruktivismus behauptet, aufgrund der ope-

---

<sup>49</sup> Vgl. N. Groebben, „Zur Kritik einer unnötigen, widersinnigen und destruktiven Radikalität,“ in: H.R. Fischer 1995, S. 153.

<sup>50</sup> Auch wenn die Prämisse der operationalen Geschlossenheit des Nervensystems akzeptiert wird, bedeutet dies nicht zwingend, daß externe Signale und Wahrnehmung nie miteinander korrelieren können. Der von Maturana und Varela verwendete Begriff der strukturellen Kopplung kann im Sinne einer prinzipiellen Strukturdeterminiertheit der Wahrnehmung durch das wahrnehmende Subjekt verstanden werden, die eine partielle Isomorphie zwischen subjektiven und außersubjektiven Strukturen jedoch nicht zwingend ausschließen muß. Die Quelle vieler Mißverständnisse im Zusammenhang mit dem Radikalen Konstruktivismus resultiert wohl nicht zuletzt häufig daraus, daß bestimmte zentrale Aussagen der Theorie aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgenommen werden und dann isoliert stehend verabsolutiert werden. Dem ist hinzuzufügen, daß auch im Rahmen des engeren Kreises radikal konstruktivistischer Theoretiker in bezug auf Einzelfragen durchaus konträre Positionen vertreten werden. Die Unterschiede zwischen dem kognitionspsychologisch orientierten Radikalen Konstruktivismus Ernst von Glasersfelds, im Vergleich zu dem überwiegend kybernetisch argumentierenden Heinz von Foerster, dem Sozialkonstruktivismus Bergers und Luckmanns oder dem Autopoiese Konzept Maturanas sind zum Teil erheblich, sowohl in bezug auf ihre unterschiedlichen Erkenntnisinteressen als auch unterschiedliche Positionen, die bezüglich des Zugangs zu einer außersubjektiven Realität eingenommen werden. Angesichts dessen richtet sich die hier zum Ausdruck gebrachte Kritik primär gegen die von Glasersfeld als dem Begründer des Radikalen Konstruktivismus postulierte absolute Irrelevanz einer unabhängig von einem subjektiven Beobachter existierenden, überindividuellen Realität.

rationellen Geschlossenheit des Nervensystems keine Aussagen über die Welt machen zu können, dann kann er selbst auch keine Aussage darüber treffen, daß keine Aussage möglich ist, was paradoxerweise bedeutet, wenn der Radikale Konstruktivismus wahr ist, dann ist er falsch.

Aus den Beschränkungen menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit ergebe sich darüber hinaus eben nicht notwendigerweise, so Groebben, daß die wissenschaftliche Theoriebildung den gleichen Begrenzungen unterworfen sei. So sei der Mensch ja gerade durch die wissenschaftlichen Hypothesen- und Indikatorbildung und -überprüfung zu der Erkenntnis gelangt, daß es so etwas wie Ultraviolett bzw. Infrarot oder Ultraschall geben dürfe, obwohl diese Phänomene sich seiner direkten Wahrnehmung entzögen.<sup>51</sup> Groebben stellt deshalb kritisch bilanzierend fest: „Für das Alltagsleben ist die These, daß es nur Erfindungen der kognitiven Welt gibt, völlig irrelevant, weil dieses sinnvoller und notwendigerweise, wie auch ein Teil des Radikalen Konstruktivismus zugibt, durch eine mehr oder weniger kritische Realismustheorie der Erkenntnis gekennzeichnet ist. Und für die wissenschaftliche Theoriebildung ist diese radikale (überziehende) Position destruktiv in dem Sinn, daß sie wie der naive Realismus die Möglichkeiten und Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu schwarz weiß sieht.“<sup>52</sup>

Der Radikale Konstruktivismus kann sich trotz dieser überzeugend klingenden Einwände zu einem gewissen Grad dennoch am eigenen Schopf aus den erkenntnistheoretischen Abgründen ziehen, indem er darauf verweist, daß er ohnehin keinen Wahrheitsanspruch erhebe, sondern lediglich viabel sein zu wollen, also im Sinne eines Konzeptes, das sich in der Praxis immer wieder neu zu bewähren habe, einen potentiell gangbaren Weg weisen zu können. Der Radikale Konstruktivismus wendet auf diese Weise sein Relativierungskonzept konsequent auch auf sich selbst an, um sich gegen Widerlegungsversuche gleichsam selbst zu immunisieren, und verweist dabei gleichzeitig triumphierend auf seine Bestätigung durch, bzw. Kompatibilität mit einer Fülle naturwissenschaftlicher Erkenntnisse insbesondere hinsichtlich der Natur menschlicher Perzeptions- und Kognitionsprozesse.<sup>53</sup> In Anbetracht dessen erscheint es

---

<sup>51</sup> Und auch das im Radikalen Konstruktivismus häufiger diskutierte Beispiel des Blindflugs, das heißt der Pilotenkanzel als geschlossenem System, veranschaulicht lediglich, daß der blindfliegende Pilot in der Tat nicht aus der Pilotenkanzel hinaussehen kann; der menschliche Geist aber ist durchaus so kompetent, daß über wissenschaftliche Hypothesen- und Indikatorbildung, Prognosen und Prognoseüberprüfung Hinweise darauf gefunden werden können, ob das Flugzeug gerade ins Meer zu stürzen droht oder aber noch in der Stratosphäre fliegt.“ Groebben 1995, S. 154.

<sup>52</sup> Ebd., S. 158.

<sup>53</sup> Das konstruktivistische Prinzip läßt sich, laut Rusch, rein epistemologisch herleiten, es sei nicht abhängig von naturwissenschaftlichen Theorien über biologische oder kognitive Systeme. Der Konstruktivismus befände sich allerdings in der attraktiven Situation, als erkenntnistheoretisches Prinzip kompatibel mit dieser Art von Wissen zu sein. „Das Verhältnis von konstruktivistischer Epistemologie und biologischer Kognitionstheorie beziehungsweise der Theorie autopoietischer Systeme ist vielmehr so zu beschreiben, daß

sinnvoll, die Frage zu stellen, welche Relevanz empirische Befunde in bezug auf epistemologische Fragen überhaupt haben können.

Eine Antwort auf diese wichtige Frage liefert die von dem Ethologen Konrad Lorenz begründete evolutionäre Erkenntnistheorie. Sie stellt völlig zu Recht fest, daß, wie auch die persönliche Alltagserfahrung zeige, es bei aller zugestandenen subjektiven Konstruktivität und notwendigen Perspektivität menschlicher Erkenntnis doch verwunderlich sei, daß die subjektiven Strukturen auf die objektiven Strukturen paßten, in dem Sinne, daß sie gemeinsam Erkenntnis konstituierten und ein erfolgreiches, d.h. dem Überleben des Individuums förderliches Handeln ermöglichten: „Eine Erklärung dieses Zusammenhangs liefert die Annahme, daß sich unsere subjektiven Wahrnehmungs- und Erfahrungsstrukturen in Anpassung an und unter unerbittlicher Selektion durch die objektiven Strukturen herausgebildet haben.“<sup>54</sup>

Der Gedankengang, auf dem diese über die rein biologische Ebene hinausweisende, auch wissenschaftstheoretisch höchst relevante Erkenntnis basiert, verdient es, etwas vertiefter dargestellt zu werden, zumal sich auf einer rein logischen Ebene das radikal konstruktivistische Argument von der Unmöglichkeit, die Position eines externen Beobachters einzunehmen, um so über die Grenzen menschlicher Erkenntnismöglichkeiten hinauszugelangen und diese validieren zu können, nicht entkräften läßt.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob es sich dabei nicht um das typische Beispiel einer Argumentationsstrategie handelt, die der evolutionäre Erkenntnistheoretiker Riedl als „deduktive Schlagseite des abendländischen Denkens“ bezeichnet.<sup>55</sup> Riedl weist auf zwei wesentliche Formen des logisch schlußfolgernden Denkens hin, die sich durch die gesamte abendländische Philosophiegeschichte hindurch verfolgen lassen.

Mit Aristoteles beginnt die der Sinneswahrnehmung vertrauende Methode der Induktion, die letztlich zum Empirismus und Positivismus führt. Im Gegensatz dazu steht die auf Platon zurückgehende deduktive Vorgehensweise, welche den Sinnen mißtraut und deren Weg zum Idealismus, Rationalismus und schließlich auch zum Konstruktivismus führt. Die induktive Methode stützt sich auf den Selektionsvorteil einer möglichst hohen Übereinstimmung mit einer außersubjektiven Realität, während die deduktive den Selektionsvorteil einer möglichst kohärenten und eindeutigen Kommunikation aufweist.

Der Nachteil des induktiven Vorgehens besteht nun nach Riedl in seiner Abhängigkeit von sinnlich gegebenen Formen der Anschauung, während sich der deduktive Ansatz durch universell existierende sprachliche Strukturen be-

---

die in der Erkenntnistheorie behauptete Konstruktivität erkennender Subjekte durch die biologische Theorie autopoietischer Systeme in besonderer Weise illustriert wird.“ G. Rusch, „Konstruktivismus und die Traditionen der Historik“, in: *Geschichte beobachtet*, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, B. Jg. Heft 1/1997, S. 49.

<sup>54</sup> G. Vollmer, „Erkenntnis, Objektivität und Invarianz“, in: H.R. Fischer 1995, S. 203.

<sup>55</sup> Vgl. L. Ciompi, *Die emotionalen Grundlagen des Denkens*, Göttingen 1997, S. 28.

grenze, die in der Regel linear seien, d.h. zeitlich aufeinanderfolgende Sätze beschriebene Phänomene, die von den Sinnen innerhalb eines Augenblicks als Ganzheiten wahrgenommen würden.

Da keiner der beiden Wege absolute Geltung beanspruchen könne<sup>56</sup>, führe demnach das Dilemma der Vernunft zu einem Trilemma der Erkenntnis,<sup>57</sup> welches darin bestehe, „daß entweder ein Zirkelschluß des Schließens anerkannt werden muß; oder daß man sich auf einen unendlichen Regreß, das heißt auf eine unendliche, daher unaufspulbare Kette der Vorbedingungen einlassen müßte; oder aber, daß man die Verhandlungen darüber überhaupt abubrechen hat.“<sup>58</sup>

Es scheint, wenn man diesem Gedankengang folgt, als ob, mit den Worten Riedls, sich das Problem der Vernunft mit den Mitteln der Vernunft nicht lösen läßt. Eine Diagnose, in der, wenngleich von jeweils unterschiedlichen Prämissen ausgehend, die Evolutionäre Erkenntnistheorie und der Radikale Konstruktivismus übereinstimmen. Beide interpretieren die sich so ergebende Situation zunächst sehr ähnlich: Erstere mit dem Begriff der Passung bzw. der partiellen Isomorphie, d.h. der teilweisen Übereinstimmung und der daraus resultierenden prinzipiellen Vergleichbarkeit der subjektiven Erkenntnisstrukturen mit den außersubjektiven Merkmalen der ontologischen Realität, und letzterer mit (lern) Begriff einer strukturellen Koppelung, womit gleichfalls eine Form von Passung gemeint ist, die jedoch nicht von der externen Realität sondern der Struktur des sich selbst organisierenden kognitiven Apparates determiniert wird. Es scheint beinahe, als ob beide Standpunkte letztlich nur verschiedene Beschreibungsebenen darstellen. Beide stimmen definitiv darin überein, daß sich das Problem der potentiellen Erkennbarkeit außersubjektiver Strukturen allein mit den Mitteln der immer notwendig subjektiven menschlichen Erkenntnis nicht lösen läßt.

Das Problem der Vernunft scheint aus seinem Inneren heraus nicht zu lösen zu sein, dennoch ist die Situation aus der Sicht der evolutionären Erkenntnistheorie nicht völlig hoffnungslos, denn sie bietet genau jene externe Perspektive an, die es ermöglicht, sozusagen die „Rückseite des Spiegels“<sup>59</sup> zu betrachten. So könne die Biologie zumindest die Tatsache unter Beweis stellen, daß

---

<sup>56</sup> „Die erste Konsequenz ist ein Scheiden der Geister. (...) Subjekt versus Objekt, Idee versus Realität, Vernunft versus Erfahrung führten zu Idealismus versus Materialismus, Determinismus versus Indeterminismus und Rationalismus versus Empirismus. Und all diese Unverträglichkeiten sind Facetten derselben Bruchlinie. Und dieser Bruch ist auch bald nach Fakultäten institutionalisiert und gesetzlich verankert worden. Und die Verhandlungen zwischen den offenbar geistlosen Naturwissenschaften und den unnatürlichen Geisteswissenschaften wurden abgebrochen. Zwei halbe Wahrheiten sind nun zementiert.“ R. Riedl, *Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft*, München 1988. S. 24.

<sup>57</sup> H. Albert, *Traktat über kritische Vernunft*, Tübingen 1968.

<sup>58</sup> Riedl 1988, S. 25.

<sup>59</sup> K. Lorenz, *Die Rückseite des Spiegels: Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*, München, Zürich 1973.

das Lebendige mit seinem Erkenntnisgewinn seit über drei Jahrmilliarden seine Welt erfolgreich abgebildet habe.<sup>60</sup>

Die zentrale These der evolutionären Erkenntnistheorie lautet dementsprechend, daß Leben selbst ein Erkenntnisprozeß ist<sup>61</sup>, bei dem es nicht um das Streben nach Wahrheit, sondern „ebenso trivial wie pragmatisch“ um den unmittelbaren Lebenserfolg gehe. So beruhe, nach Riedl, jede Form von Leben auf einer Extraktion und strukturellen Entsprechung der das Überleben fördernden Naturgesetze.

„Das gilt für jede Einzelstruktur, von der Körperform über alle Bauteile bis zur Position der Moleküle, und von den einfachsten bis zu den komplexesten Strukturen des Verhaltens. Die für den Lebenserfolg entscheidenden Gesetzmäßigkeiten des Milieus werden, durch Versuch und Irrtum nachgebildet, dem Erbmaterial kodiert eingebaut und von dessen Aufbau- und Betriebsanleitungen in Raum- und Zeitstrukturen wieder ausgeformt.“<sup>62</sup>

„Schon daß wir existieren und uns fragen können wie sich unser Schluß auf Regelmäßigkeiten in der Natur rechtfertigen läßt, ist,“ so Pepper, „die überwältigende Rechtfertigung für unseren Glauben an diese (...) Wenn unsere Umwelt diese Regelmäßigkeiten nicht besäße, wären wir nicht hier, um solche Fragen zu stellen.“<sup>63</sup>

Die evolutionäre Erkenntnistheorie ist, aus dieser Perspektive, dazu in der Lage, überzeugende Antworten auf eine Reihe sehr zentraler Fragen zu geben. Sie erklärt die subjektiven Strukturen der Erkenntnis als ein Produkt der Evolution. Sie erklärt, daß diese Strukturen bei allen Menschen weitgehend identisch sind, weil sie durch Vererbung weitergegeben werden, und sie erklärt die Tatsache, daß und warum sie zumindest teilweise mit den Strukturen der Außenwelt übereinstimmen, dadurch, daß wir die Evolution sonst nicht überlebt hätten.<sup>64</sup>

„Man kann nicht erwarten, daß die Kategorien der Erfahrung der realen Welt voll entsprechen, und noch weniger, daß sie diese vollständig wiedergeben (...) Sie brauchen nicht den Zusammenhang der wirklichen Ereignisse zu spiegeln, sondern müssen ihm nur - mit einer gewissen Toleranz - isomorph sein.“<sup>65</sup> Die Tatsache, daß es unmöglich ist, über den Grad der Isomorphie subjektiver und außersubjektiver Strukturen ein Urteil zu fällen, erkennt auch die Evolutionäre Erkenntnistheorie an und stimmt diesbezüglich

---

<sup>60</sup> Vgl. Riedl 1988, S. 26.

<sup>61</sup> Vgl. P. Weiss (Hg.), *Hierarchically organized systems in theory and practice*, New York 1971, S. 231.

<sup>62</sup> Riedl 1988, S. 29 f.

<sup>63</sup> S. Pepper, *The sources of value*, Berkley, Los Angeles 1958, S. 106, zitiert nach Riedl 1988, S. 236.

<sup>64</sup> G. Vollmer, *Evolutionäre Erkenntnistheorie, Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart 1994, S. 106.

<sup>65</sup> L.v. Bertalanffy, „An essay on the relativity of categories“, in: *Philosophy of Science* 22 (1955), S. 257.

wieder völlig mit dem Radikalen Konstruktivismus überein. Demzufolge könnten sich beide gleichermaßen dem folgenden Zitat Xenophanes anschließen. „Nimmer noch gab es den Mann und nimmer wird es ihn geben, der die Wahrheit erkannt von den Göttern und allem auf Erden. Denn auch wenn er einmal das Rechte vollkommen getroffen, wüßte er selbst es doch nicht. Denn nur wähen (d.h. hypothetisches Wissen) ist uns beschieden.“<sup>66</sup>

#### *Zwischenbilanz:*

Schon „der Affe, der keine realistische Wahrnehmung von dem Ast hatte, nach dem er sprang, war bald“, wie Gaylord Simpson bemerkt, „ein toter Affe - und gehörte daher nicht zu unseren Urahnen.“<sup>67</sup> Ansätze zur Bildung falscher Realitätsmodelle werden in der Evolution also schnell eliminiert. Nun könnte man fragen, was tote Affen mit Geschichte zu tun haben.

Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, versuche ich den bisher entwickelten Gang der Argumentation, ausgehend von einer Kritik an einem unnötig radikalen Konstruktivismus unter Rekurs auf die evolutionäre Erkenntnistheorie zu einer auch für historische Forschungsaktivitäten, epistemologisch fundierten Ausgangsposition zu gelangen, die man, in Hinblick auf das in diesem Kontext grundlegende Postulat der partiellen Isomorphie, als Morphologischen Konstruktivismus bezeichnen könnte, noch einmal resümierend darzustellen.

Eine unübersichtlich große Anzahl postmoderner Skeptiker sprechen in immer neuen Drehungen und Wendungen des „linguistic turn“ dem Historiker die grundsätzlich Fähigkeit ab, außersubjektive Strukturen der Vergangenheit erkennen zu können. Die rigorose Erkenntniskritik des Radikalen Konstruktivismus setzt dabei, zeitlich betrachtet, in der Gegenwart ein, denn laut seinem Postulat von der Unmöglichkeit objektiver Erkenntnis erkennen wir ja bereits in der Gegenwart, daß wir eigentlich nichts, bzw. wenn überhaupt, dann nur subjektiv, erkennen können. Hinzu kommt das alte Argument, daß der Historiker, wie seit Droysen allgemein bekannt, auch keinen unmittelbaren empirischen Zugang zur Vergangenheit haben könne.<sup>68</sup>

Vergangenheit kann aus dieser Perspektive immer nur in der Gegenwart konstruierte Vergangenheit sein. Dies gilt gleichermaßen für den rekonstruierenden Historiker wie für die historischen Akteure, die ja, folgt man dieser Logik, ebenfalls unentrinnbare Opfer ihrer kognitiven Beschränktheit sind.

---

<sup>66</sup> W. Cappelletti, Die Vorsokratiker, Stuttgart 1963, S. 125.

<sup>67</sup> G. Simpson, „Biology and the nature of science“, in: Science (139) 1963, S. 84, zitiert nach Riedl 1988, S. 236.

<sup>68</sup> Auf die neurobiologische Ebene bezogen wird im übrigen aus konstruktivistischer Sicht in der Weise argumentiert, daß das Gedächtnis Erinnerungen jeweils dynamisch erst in dem Moment ihres Abrufs - mit wechselhaften Erfolg - generiere, also nicht in Form eines statischen computerartigen Speichers funktioniere, der lediglich objektive Informations-„Bits“ über Vergangenes verwaltet.



Wenn den damaligen Akteuren nun der Zugriff auf ihre Wirklichkeit im Grunde genommen bereits in dem Moment ihrer Perzeption verwehrt war, dann scheinen in der Tat auch alle donquichotesken Bemühungen des Historikers, einen Teil dieser im Grunde niemals „objektiv“ existiert habenden Wirklichkeit kognitiv-konstruierend wiederzugewinnen, ein absurdes Schauspiel zu sein. Wenn allerdings die prinzipielle Möglichkeit einer zumindest partiellen Isomorphie zwischen den subjektiv wahrnehmenden und den objektiv realen Strukturen anerkannt wird, und die Tatsache, daß wir noch leben, ist, in Verbindung mit den überzeugenden Argumenten der evolutionären Erkenntnistheorie, der beste Beweis dafür, dann hat auch der Historiker, allen postmodernen Unkenrufen zum Trotz, aufgrund seiner grundsätzlichen Fähigkeit gegenwärtige Strukturen der Realität zumindest teilweise erkennen zu können, auch den Zugang zur Vergangenheit und insofern auch die Legitimität seines spezifischen Erkenntnisanspruches wieder zurückgewonnen.

## 5. Vom Morphologischen Konstruktivismus zur Morphologischen Imagologie

Wie dargestellt wurde, kann die Tatsache der Vergleichbarkeit subjektiver und außersubjektiver Strukturen, als epistemologische Fundierung, auch des im Rahmen der Geschichtswissenschaften betriebenen Strebens nach Erkenntnisgewinn, dienen.

Das Mittel des Vergleichs stellt gleichzeitig, nicht zuletzt auch für den Historiker, ein fundamentales methodisches Instrument dar. Insofern könnte man also im folgenden die erkenntnistheoretische Ausgangsbasis „Morphologischer Konstruktivismus“ in Hinblick auf ihre methodischen Konsequenzen eventuell im Sinne einer Umkehrung als „Konstruktivistische Morphologie“ bezeichnen. Es gibt allerdings auch Gründe, welche dies als wenig ratsam erscheinen lassen. Zunächst impliziert das morphologische Prinzip ohnehin bereits einen konstruktiven Aspekt, da Gestaltbildungsprozesse immer auch Konstruktionsprozesse sind. Des weiteren ist es unabdingbar, um der Gefahr einer Trivialisierung zu entgehen, genauer zu definieren, auf welchen konkreten Gegenstandsbereich sich die morphologische Methode beziehen soll. Für den hier betrachteten Bereich der historischen Rezeptionsforschung ist die Methode der Komparatistischen Imagologie bereits vor einigen Jahren von Siebenmann u.a. eingeführt worden, die ein methodisches Instrumentarium zur Erforschung primär nationenbezogener Selbst- und Fremdbilder bereitstellt. Da diese Bilder nicht statisch, sondern veränderbar sind, bevorzugt Siebenmann den Begriff des Imagotyps, im Sinne einer Erweiterung des eher statisch konnotierten traditionellen Stereotypbegriffs. Die Dynamik von Imagotypen läßt sich im wesentlichen aus zwei Perspektiven betrachten, aus diachronischer Sicht, also unter dem Aspekt der historischen Entwicklung bestimmter Fremd- und Eigenbilder, und aus synchronischer Sicht, unter dem Aspekt, welche

kognitiven Mechanismen bei der Konstruktion von Imagotypen eine Rolle spielen. Im folgenden werde ich primär auf letzteren Aspekt eingehen, um zu zeigen, daß es sich hierbei um einen morphologischen Prozeß handelt. Die Konstruktion von Imagotypen stellt in Hinblick auf die mentalen Strukturen ihrer Konstrukteure einen Gestaltbildungsprozeß dar, weshalb ich im folgenden zur Kennzeichnung dieses Sachverhalts den Begriff „Morphologische Imagologie“ vorschlage, der sich nicht als Alternative, sondern als komplementärer Aspekt des Konzeptes der Komparatistischen Imagologie versteht, da das Vergleichsprinzip auch die Basis des morphologischen Prinzips darstellt, darüber hinaus jedoch möglicherweise die Dynamik imagotypischer Konstruktionsprozesse durch den Begriff „Morphologische Imagologie“ deutlicher zum Ausdruck gebracht wird.

Die morphologische Methode wird also angewendet auf den Gegenstandsbereich der dynamischen Bildung von Fremd- und Eigenbildern. wie sie mit den Mitteln der komparatistischen Imagologie auch im Rahmen der historischen Rezeptionsforschung untersucht werden. Dabei gilt es zu betonen, daß nicht die Geschichte selbst, sondern die jeweiligen Bilder das Objekt der morphologischen Untersuchung darstellen.

Auf einige Beispiele für den ebenso interessanten wie schwierigen Versuch, die morphologischen Wirkungsprinzipien in der Geschichte selbst zu entdecken, wird im folgenden im Rahmen eines kurzen historischen Exkurses zumindest hingewiesen, um anschließend etwas ausführlicher auf die Relevanz morphologischer Prozesse für den Bereich der historischen Rezeptionsforschung einzugehen und diese am Beispiel einer konkreten historischen Situation zu verdeutlichen.

Die Ursprünge morphologischen Denkens reichen, ähnlich denen des Konstruktivismus, bis weit in die Antike zurück. Bereits in der Antike ist das Denken in Analogien und deren Modifikationen, welches bei der morphologischen Methode im Vordergrund steht, mit den Begriffen „Form“ und „Gestalt“ verbunden gewesen.

In seinem Aufsatz „Morphology a knowledge tool“ bemerkt Shurig, daß die Morphologie vor zweihundert Jahren als „Instrument“ des Wissens entwickelt wurde und seither aus der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wegzudenken sei. Als besonders exponierte Vertreter der Morphologie, die sich als Querdenker im wissenschaftstheoretischen Diskurs hervorgetan haben, nennt er als ihren unbestrittenen Gründer und Galeonsfigur J.W. v. Goethe, den Kulturhistoriker Oswald Spengler und den amerikanischen Astrophysiker Fritz Zwicky.

Der von dem Anatomen K.F. Burdach 1800 erstmals öffentlich verwendete Begriff wurde von Goethe, der laut seiner Tagebuchaufzeichnungen den Begriff 1796 geprägt hatte, als Lehre von der Gestalt der Lebewesen, ihrer Genese und Metamorphose definiert und weiterentwickelt. Goethes Motiv bestand darin, seine naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die er auf

so unterschiedlichen Gebieten wie zum Beispiel der Botanik, der Knochenlehre und der Farbenlehre gesammelt hatte, in einer allgemeinen Morphologie als einer Lehre übergreifender Formen oder Gestaltmuster zu vereinen.

Die „millionenfache Hydra“<sup>69</sup> der individuellen Erscheinungen sollte durch das Prinzip der 'Gestalt' theoretisch erfaßt werden, ohne das konkrete Lebendige auf seine rein quantifizierbaren Eigenschaften zu reduzieren. In Anlehnung an die griechischen Begriffe - *morphé* und *lógos*, definierte er die Morphologie als „Formenlehre“ oder „Lehre von der Gestaltwerdung“. Im Gegensatz zum unveränderlichen Gestaltbegriff der Antike bedeutete Goethes Konzept allerdings insofern einen Bruch mit der Tradition, als er Formen als Zeugnisse dynamischer Prozesse, die ständig zwischen Bildung und Umbildung oszillierten, ansah.

Mittels der morphologischen Methode sollte es seiner Meinung nach möglich sein, dieses universell wirkende Prinzip der Wissenschaft zugänglich zu machen und auf diese Weise die Wirklichkeit als Ganzes und nicht nur einen ihrer Teilbereiche darzustellen.<sup>70</sup>

Der ursprüngliche Anspruch der Morphologie als aktives Wissensinstrument, im Spannungsfeld zwischen Symbol und Gegenstand, Muster der Gestaltbildung herauszuarbeiten, verkümmerte in den Fachbereichen, in denen sich die Methode etablieren konnte, zugunsten einer zwar stark formalisierten, jedoch lediglich abbildhaften Beschreibung. So zum Beispiel in der Anwendung der Morphologie in der Sprachwissenschaft, die sich als Fachdisziplin mit der Einführung kleinster formaler Einheiten („Morpheme“) konstituierte oder der Geomorphologie als wissenschaftlicher Beschreibungsmethode der Oberflächengestalt der Erde. Die zwischen Symbol und Gegenstand existierende Spannung wurde bei dieser Art der Anwendung, bei der die Morphologie nur noch als untergeordnete Hilfsdisziplin fungiert, nicht mehr thematisiert.

Neu entdeckt wurde die Morphologie, als über den bloßen Zweck der akkuraten Beschreibung äußerlicher Gegebenheiten hinausgehendes Instrument der wissenschaftlichen Erfassung von Wirklichkeit, von Nietzsche.

Dies geschah zu einem Zeitpunkt, so Fitzeck, als die anschauliche Morphologie sich im Bereich der zeitgenössischen Naturwissenschaften bereits etabliert hatte, während der symbolische Zugang zu den Formen praktisch verlorengegangen war. Er übte Kritik an einer Form von Morphologie, die das Medium der Formenbildung weitgehend mit der Natur der Sache gleichsetzte. Nietzsche kehrt den Anspruch der anschaulichen Morphologie auf fortgesetzte Naturalisierung ihres Gegenstandes um. Statt der „naturgemäßen Darstellung“ macht er die Natürlichkeit der Rekonstruktionsbilder und ihre kunstgerechte

---

<sup>69</sup> J.W. v. Goethe, Werke, (AGA) Zürich 1949 ff., Bd. 20, S. 397 (Goethe an Schiller, 16.8.1797).

<sup>70</sup> Vgl. G. Schmid, Über die Herkunft der Ausdrücke Morphologie und Biologie. Nova Acta Leopoldina, Neue Folge, 2, S. 597-620.

Ausdrucksbildung zum Thema der Gegenstandsbildung, indem er erklärte, „alle unseren mechanischen Gesetze (...) sind 'aus uns' (...), nicht aus den Dingen! Wir construiren 'nach' ihnen die 'Dinge'.“<sup>71</sup> Eine Aussage, die Grundprämissen konstruktivistischen wie morphologischen Denkens markiert.

Eine zentrale Rolle spielte auch für Nietzsche das Phänomen der Selbstorganisation. Nach Nietzsche konnte Wissenschaft nur dazu in der Lage sein, das zu thematisieren, was von ihr selbst zum Gegenstand erhoben wurde. Er befand, daß unsere Wahrnehmung der Natur immer gebunden an die formenbildenden Vereinheitlichungen unseres kognitiven Apparates sei. Nicht die Natur der anschaulichen Gegenstände, sondern die Natur der wissenschaftlichen Rekonstruktion komme somit in den Bildern der Morphologie zum Ausdruck. Selbstorganisation bedeutete für Nietzsche nicht die Abbildung einer vorgegebenen Wirklichkeit, sondern das Erlebnis der wissenschaftlichen Rekonstruktion von Wirklichkeit.<sup>72</sup>

„Gegen den Positivismus, welcher bei den Phänomenen stehenbleibt, 'es gibt nur Tatsachen', würde ich sagen: nein, gerade Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen. Wir können kein Faktum 'an sich' feststellen; vielmehr ist es ein Unsinn, so etwas zu wollen. 'Es ist alles subjektiv', sagt ihr: aber schon das ist Auslegung. Das 'Subjekt' ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzu-Gedichtetes, Dahinter-Gestecktes. Ist es zuletzt nötig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen? Schon das ist Dichtung, Hypothese.“<sup>73</sup>

Nietzsches Kritik am Positivismus stellte gleichzeitig ein konstruktivistisches Manifest dar. Er vereinte in seinem Denken die erkenntnistheoretischen Grundannahmen des Konstruktivismus und die morphologische Methode zu einer „Morphologie der Konstruktion von Wirklichkeit“:

„Der Mensch ist ein Formen und Rhythmen bildendes Geschöpf; er ist in nichts besser geübt und es scheint, daß er an 'nichts mehr' Lust hat als am 'Erfinden' von Gestalten. Man beobachte nur, womit sich unser Auge beschäftigt, wenn es nichts zu sehen bekommt: es schafft sich etwas zu sehen (...) Ohne die Verwandlung der Welt in Gestalten und Rhythmen gäbe es für uns nichts 'Gleiches', also auch nichts Wiederkehrendes, also auch keine Möglichkeit der Erfahrung und Aneignung, der 'Ernährung'. In allem Wahrnehmen, das heißt dem ursprünglichsten Aneignen, ist das wesentliche Geschehen ein Handeln, strenger noch: ein Formen-Aufzwingen: - von 'Eindrücken' reden nur die Oberflächlichen.“<sup>74</sup>

Nietzsche konzipierte eine „radikal konstruktivistische Morphologie“.<sup>75</sup> bei der die Formenbildung nicht mit der Natur der Sache gleichzusetzen war,

---

<sup>71</sup> F. Nietzsche, Kritische Studien-Ausgabe. Nachgelassene Schriften, Bd. 11, München 1988, S. 121.

<sup>72</sup> Vgl. Fitzek 1994, S. 113.

<sup>73</sup> F. Nietzsche, Umwertung aller Werte, München (1969) 1977, S. 281.

<sup>74</sup> Nietzsche 1977, S. 619.

<sup>75</sup> Vgl. Fitzek 1994, S. 118.

sondern ein übergeordnetes Prinzip darstellte, das im Zuge der morphologischen Rekonstruktionstätigkeit manifest wurde.

Im geschichtswissenschaftlichen Kontext taucht der Begriff der Morphologie vor allem bei Droysen und bei Spengler, in neuerer Zeit auch bei Foucault auf.

In seiner Historik ordnete Droysen die Morphologie der formenden Kraft des Geistes zu. In der Geschichte unterliege der Einzelne der „bestimmenden Macht“ des „Allgemeinen“, das er als „Ergebnis der Geschichte“ vorfinde und aufgrund dessen er nun selbst erst „bestimmend und weiterbildend“ zu wirken vermag. Über den Spezialgeschichten von Familien, Geschlechtern, Stämmen und Völkern erhebt sich „die Geschichte“, die nicht mehr mechanistisch Ereignisse von Strukturen trennt, sondern nach einem dynamischen Modell Entwicklung als „Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst“<sup>76</sup> ist.

In seinen Umrissen zu einer „Morphologie der Weltgeschichte“ übertrug Spengler die Gesetze der Formenbildung auf die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit. „Ich habe noch keinen gefunden, der mit dem Studium der 'morphologischen Verwandtschaft', welche die Formensprache aller Kulturgebiete innerlich verbindet, Ernst gemacht hätte (...) Wer weiß es, daß zwischen der Differentialrechnung und dem dynastischen Staatsprinzip Ludwigs XIV., zwischen der antiken Staatsform der Polis und der euklidischen Geometrie, zwischen der Raumperspektive der abendländischen Ölmalerei und der Überwindung des Raumes durch Bahnen, Fernsprecher und Fernwaffen (...) ein tiefer Zusammenhang der Form besteht.“<sup>77</sup> Zunächst singular erscheinende historische Ereignisse wurden von Spengler in ein Ordnungsschema analoger Formenbildung integriert. „Die Morphologie der Weltgeschichte wurde zu einer Art universalen Symbolik“<sup>78</sup> und sollte „wissenschaftlich geregelte Physiognomik“<sup>79</sup> nicht nur aller Kulturercheinungen sondern auch der exakten Wissenschaften werden. Dieses Programm sei jedoch von Spengler, laut Piepmeyer, nicht eingelöst worden und „über einzelne Aperçus nie hinausge-  
langt“<sup>80</sup>.

Foucault hingegen analysiert die verschiedenen wissenschaftlichen Diskurse einer Epoche, um ihre „innere Morphologie“ herauszuarbeiten, weil man „die Geschichte, die Analyse des Funktionierens und der Rolle dieses Wissens, seiner Stellung und der Art seiner Verbindung mit der Gesellschaft nicht betreiben

---

<sup>76</sup> J.G. Droysen, *Historik*, 1857, hg. v. P. Leuth, 1977, S. 444.

<sup>77</sup> O. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss zu einer Morphologie der Weltgeschichte*, Wien, München (1918) 1972, S. 8.

<sup>78</sup> Spengler 1972, S. 64.

<sup>79</sup> 79 Ebd. S. 69, vgl. S. 135, 141, 205.

<sup>80</sup> R. Piepmeyer, „Morphologie“, in: K. Ritter (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Darmstadt 1984, S. 202.

kann, wenn man nicht die Stärke und Dauerhaftigkeit dieser Isomorphismen berücksichtigt“.<sup>81</sup>

Während Goethe und Spengler die Morphologie von anschaulichen Gegenständen (Natur/Kultur) her bestimmten, machte der Astrophysiker Zwicky<sup>82</sup> den wegweisenden Schritt, sie durch ihren instrumentellen Charakter zu definieren. 'Kurz zusammengefaßt können wir also sagen, daß es sich bei der Morphologischen Forschung um die Ergründung des Wesens und Wandels materieller und geistiger struktureller Zusammenhänge handelt, insoweit diese Zusammenhänge überhaupt erfaßbar sind und anderen Menschen mitgeteilt werden können.'<sup>83</sup>

In diesem Sinne ist mit dem Begriff der Morphologie die elementarste Ebene der menschlicher Kognition expliziert. Da letztlich jede Form von Denken auf dem Setzen von Unterschieden, durch die wir die Objekte unserer Erkenntnis definieren, und dem Suchen nach analogen Mustern oder Gestalten gekennzeichnet ist.

Dieser Gedanke wird im folgenden weiter ausgeführt, wobei über die Erklärung des Prinzips der Gestaltwahrnehmung eine direkte Rückbindung an die Prinzipien der evolutionären Erkenntnistheorie erfolgt. Das Ziel der folgenden Ausführungen besteht jedoch nicht darin, eine universelle Morphologie unter Rekurs auf die evolutionäre Erkenntnistheorie legitimieren zu wollen, sondern auf konkrete Anwendbarkeiten für den deutlich eingegrenzten Bereich der Rezeptionshistorischen Bildforschung hinzuführen. „Vielleicht das erstaunlichste Merkmal menschlicher Wahrnehmung ist ihre Neigung, Ganzheiten und Muster zu bilden, indem sie unvollständige Konturen ergänzt, verschiedenartige Schlüsselreize integriert und ganz allgemein die Beiträge verschiedener Stimuli so bewertet, als ob sie eine 'gute Gestalt' erreichen wollte.“<sup>84</sup>

Als Gestalten werden im anschaulichen Bereich von der Umgebung abgehobene, transponierbare Wahrnehmungsinhalte bezeichnet. Dabei kann es sich nicht nur um räumliche Muster, sondern auch um zeitliche (musikalisches Motiv), raumzeitliche (Bewegung) oder abstrakte (informationelle) Strukturen handeln, die als Einheit wahrgenommen werden, obwohl sie sich bei genauerer Analyse als zusammengesetzt erweisen. Informationstheoretisch gesehen, ent-

---

<sup>81</sup> M. Foucault, Über verschiedene Arten Geschichte zu schreiben. Ein Gespräch mit R. Bellour (1967), in: A. Reif (Hg.), Antworten der Strukturalisten, 1973, S. 164.

<sup>82</sup> Der gebürtige Schweizer Fritz Zwicky (1898-1974) kam 1925 als Dozent an das California Institute of Technology in Pasadena, blieb zeitlebens dort und betrieb physikalische und astronomische Forschungen. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelte er eine Form systematischen Denkens, die er Morphologie nannte und erfolgreich in der Wissenschaft anwandte (vor allem z.B. in der Raketenforschung während und nach dem zweiten Weltkrieg).

<sup>83</sup> F. Zwicky, Entdecken. Erfinden, Forschen im Morphologischen Weltbild. München. Zürich 1966, S. 55.

<sup>84</sup> A. Shimony, Perception from an evolutionary point of view, J. Philosophy 68 (1971). S. 579.

spricht das Prinzip der Gestaltwahrnehmung dem Verzicht auf subjektiv redundante Information, also der Bildung von „Superzeichen“.<sup>85</sup>

Ein bekanntes Beispiel doppeldeutiger Gestaltwahrnehmung ist die Figur-Hintergrund-Beziehung, die entweder einen Pokal oder zwei Gesichter zeigt. Die unbewußte Reizverarbeitung zieht eine Entscheidung, die zumindest zu 50 Prozent richtig ist, einer permanenten Zweideutigkeit vor.<sup>86</sup> Man spricht in diesem Fall von einer „Prägnanztendenz“, die eine konstruktive Komponente der Gestaltwahrnehmung ist und meistens eine sinnvoll ergänzende, zuweilen aber auch verfälschende Funktion hat.<sup>87</sup>

Die konstruktive Leistung der Gestaltwahrnehmung tritt vor allem bei Gestalten, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, hervor. So zum Beispiel in Form der Bewegungssillusion, die durch schnell hintereinander folgende Bilder in Film und Fernsehen erzeugt wird. Die Gestaltwahrnehmung kann durch Information und Training beeinflusst werden. Ein auf dem Boden liegender Gegenstand wird schneller gefunden, wenn seine „Gestalt“ bekannt ist. Als „Cocktailparty-Effekt“ wird das allgemein bekannte Phänomen bezeichnet, daß wir aus einer Geräuschkulisse eine bestimmte Stimme oder aus einem Konzert ein spezielles Instrument „heraus hören“ können. Die Musikwahrnehmung kann generell als Beispiel für Gestaltwahrnehmung bezeichnet werden, da sie sich

---

<sup>85</sup> Vgl. H. Frank, *Kybernetik - Brücke zwischen den Wissenschaften*, Frankfurt a.M. 1970, S. 31 u. 254.

<sup>86</sup> Riedl bemerkt, daß es zu den Eigentümlichkeiten unseres Bewußtseins gehöre, gewisse nützliche Vorurteile, wie z.B. unsere Gestaltwahrnehmung, erst dann bewußt zu registrieren, wenn sie jenseits ihrer Geltungsbereiche, d.h. beispielsweise bei bewußt als solchen konstruierten optischen Täuschungen, widersprüchlich werden. So sei es sehr vernünftig, daß etwa der Säugling Abwehrreaktionen zeige, sobald sich ein Gegenstand auf scheinbarem Kollisionskurs auf ihn zubewege und sei es auch nur eine Filmprojektion. Die Reaktion könne von lebenserhaltender Bedeutung sein. Selbst der Zwang zur Voraus-Kompletterung nicht kompletter Wahrnehmung sei meist schon von vitaler Wichtigkeit. „Es wird etwa für eine Gazelle so wichtig sein, schon den Anblick des Schwanzes eines Löwen zur Gestalt eines ganzen Löwen zu ergänzen, daß die gelegentliche Täuschung, die dieses Vorurteil mit sich bringen kann, in der Regel weniger gefährlich ist, als auf das Voraus-Urteil zu verzichten.“ Riedl 1988, S. 112. Lorenz erklärt hierzu ergänzend, daß, wo immer die Reaktion eines Organismus auf einfache Attrappen hereinfalle, es sich um das Auslösen angeborener Reflexe handele, wo die Täuschung jedoch nicht gelänge, „um adressiertes Wiedererkennen der Gestalt“. Vgl. K. Lorenz, *Morphology and behavior patterns in allied species* New York 1954, 1st Conf. an Group Proc. Jos. Macy Jr. Found, S. 168ff. ff. „Lange war man der Meinung, daß die Abstraktionsmethode des individuellen Lernens ganz anders arbeite als das abstrahierende Lernen von Koinzidenzgraden durch das molekulare Gedächtnis. (...) Ethologie und Gestaltpsychologie haben vielmehr verdeutlicht, daß die Leistung der Abstraktion der Gestalt zum Menschen hin immer nur noch komplizierteres genauer zu wägen versteht, daß der Vorgang selbst aber dem Bewußtsein fast ganz entzogen bleibt.“ Riedl 1988, S. 120. Vgl. auch Köhler, *Die Aufgaben der Gestaltpsychologie*, Berlin, New York 1971.

<sup>87</sup> Zur Figur-Hintergrund Beziehung vgl. auch I. Eibl-Eibesfeldt, *Der vorprogrammierte Mensch*, München, Zürich 1973, S. 57 f. Zur Prägnanztendenz K. Lorenz, „Gestaltwahrnehmung als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis“, in: ders., *Über tierisches und menschliches Verhalten* 11, München 1965, S. 286-289.

nicht auf das Hören einer bloßen Tonfolge gleichsam strukturalistisch reduzieren läßt, sondern einzelne Töne eines Stückes stets zu Akkorden, Melodien etc. zu wiedererkennbaren Tongestalten gruppiert werden.

Gestaltpsychologen wie Ehrenfels und Köhler haben auf derartige empirisch belegbare Phänomene bereits früh hingewiesen. Als wesentliche Merkmale der Gestalt bezeichnen sie ihre Übersummitivität (das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile) und ihre Transponierbarkeit (die Gestalt bleibt auch in transponierter Form erkennbar). Auf die Rolle der „Gestaltwahrnehmung als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis“ hat in neuerer Zeit vor allem Konrad Lorenz ausdrücklich hingewiesen.<sup>88</sup>

Die moderne Wissenschaft hinge, laut Riedl, dem illusionären Glauben nach, daß die Erforschung der Ursachen zum wahren Kern der Sache führe, die der Gestalt jedoch unwissenschaftlich sei. Allerdings sei durch die Neurologen R.W. Sperry und den Nobelpreisträger J.C. Eccles nachgewiesen worden, daß Ursachen und Gestalterlebnisse jeweils einer, wenngleich ständig mit der anderen Seite interagierenden Gehirnhemisphäre entsprängen. Das analytische Ursachendenken sei demnach in der linken Hemisphäre angesiedelt, während die synthetische Gestaltwahrnehmung der rechten Hemisphäre im Sinne eines nicht zu verabsolutierenden Modells zugeordnet werden könne.

Insofern erscheine es, vom Standpunkt der evolutionären Erkenntnistheorie aus, durchaus gerechtfertigt, neben dem Kausalitäts Theorem ein allgemeines Vergleichs Theorem zu postulieren, welches Riedl in seiner „Biologie der Erkenntnis“ gewissermaßen herleitet, indem er gemeinsam mit Lorenz, Vollmer und anderen Erkenntnistheoretikern die Ansicht vertritt, daß eine enge Beziehung zwischen den Leistungen gestaltender Wahrnehmung und echter Begriffs-

---

<sup>88</sup> Ich komme zu dem Schlusse, daß die Wahrnehmung komplexer Gestalten eine völlig unentbehrliche Teilfunktion im Systemganzen aller Leistungen ist, aus deren Zusammenspiel sich unser stets unvollkommenes Bild der außersubjektiven Wirklichkeit aufbaut. Sie ist damit eine ebenso legitime Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis wie jede andere an diesem System beteiligte Leistung. Sie ist sogar, in jeglicher Reihe von Schritten, die zu einer Erkenntnis führen, der Anfang und das Ende. das Alpha und das Omega, allerdings nur im ganz buchstäblichen Sinne. denn zwischen diesen beiden Lettern liegt das ganze Alphabet der anderen, 'apriorischen Formen' unseres Denkens und unserer Anschauung, in dessen Chiffren die Phänomene geschrieben sein müssen, sollten wir imstande sein, sie als Erfahrungen zu lesen.“ ebd., S. 299 f. Und weiter bezüglich des menschlichen Abstraktionsvermögens: „Schon die schlichte Einsicht in die Tatsache, daß der eigene Körper oder die eigene Hand ebenso ein 'Ding' in der Außenwelt sei und genauso konstante, kennzeichnende Eigenschaften habe wie jedes andere Umweltding auch, muß von tiefster, im wahrsten Sinne des Wortes epochenmachender Bedeutung gewesen sein (...). In dem Augenblick, in dem unser Ahne zum ersten Male die eigene, greifende Hand und den von ihr ergriffenen Gegenstand gleichzeitig als Dinge der realen Außenwelt erkannte und die Wechselwirkung zwischen beiden durchschaute, wurde sein Verständnis für den Vorgang des Greifens zum Begreifen, sein Wissen um die wesentlichen Eigenschaften des ergriffenen Dinges zum Begriff. K. Lorenz, Die Rückseite des Spiegels, München 1973, 5.203.



bildung bestehe.<sup>89</sup> In diesem Sinne bezeichnet Vollmer die Gestaltwahrnehmung als „nichts anderes als eine vorbegriffliche Abstraktion“.<sup>90</sup> Und Riedl bezeichnet die Fähigkeit der Gestalterkenntnis ebenfalls als nichts Geringeres als die Grundbedingung jeglichen kausalen Denkens.

Es sei, laut Riedl, logisch, daß die Gestalterkenntnis der Erkenntnis der Ursache voranginge, „( ...) die Hypothese vom Vergleichen vor der Hypothese von den Ur-Sachen. Denn worauf sollte sich die Einsicht einer Ursache beziehen, wie dächte man sie reproduzierbar, wäre davor nicht schon erkannt worden, mit den gleichen Gegenständen zu verfahren?“<sup>91</sup> Goethes Idee einer universellen Morphologie erscheint aus dieser Perspektive, wenngleich schwierig umzusetzen, so doch als mehr als nur eine, empirisch nicht nachvollziehbare, Intuition.<sup>92</sup>

Es wurde dargestellt, daß auf elementarster Ebene Wahrnehmung und Kognition als dynamische Konstruktionsprozesse verstanden werden können, die sich in Form neuronaler Korrelationen vollziehen, die jeweils die Bildung semantisch widerspruchsfreier Muster anstreben. Ein Vorgang der, sozusagen negativ definiert, in der Psychologie auch als die Eliminierung kognitiver Dissonanz bezeichnet wird.

Ein für die Anwendung im Bereich der historischen Rezeptionsforschung geeignetes Schema, welches diesen Prozeß veranschaulicht, stammt von dem konstruktivistischen Kognitionsforscher Jean Piaget.<sup>93</sup> Er hat anhand

---

<sup>89</sup> Der gleiche neurale Apparat der Gestaltwahrnehmung, der den konkreten, individuellen Umweltgegenstand in unserer Erscheinungswelt erst schafft und damit die Grundlage aller höheren Objektivierungsleistungen herstellt, schafft damit in unserer Innenwelt die Grundlage zur Bildung abstrakter, überindividueller Gattungsbegriffe (...). Niemand wird die engen Beziehungen leugnen wollen, die zwischen den hier besprochenen Leistungen gestaltender Wahrnehmung und echter Begriffsbildung stehen.“ K. Lorenz, „Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung“, in: Zeitschrift für Tierpsychologie 5 (1943), S. 322.

<sup>90</sup> G. Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Stuttgart 1975, S. 105, zitiert nach R. Riedl 1988, S. 240.

<sup>91</sup> Riedl 1988, S. 240.

<sup>92</sup> Und wo man sich mit den Prinzipien des Vergleichens versuchte, wie in der Morphologie von Goethe (...), wurde der Vorgang daher als 'deutscher Idealismus' aus den Naturwissenschaften fortgetan und die Morphologie verfiel. (...) die ganze Wahrheitsfindung der schwellenden Mehrheit der Kausalforscher den experimentellen, 'exakten' Wissenschaften überlassen.“ Die Gestaltwahrnehmung ist von Lorenz als fundamentale Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis bezeichnet worden und damit seien, laut Riedl, „Jahrhunderte vorbewußt richtiger Erkenntnis der Morphologen (...) rehabilitiert; und das vornehmste Theorem des Menschen, das ganz in ihr wurzelt - die Erkenntnis seiner eigenen Herkunft.“ Riedl 1988, S. 240.

<sup>93</sup> Während von Glaserfeld darauf insistiert, daß Piaget, der unbestritten konstruktivistisch dachte, auch einen radikal konstruktivistischen Standpunkt in bezug auf die Frage der Erkennbarkeit der objektiven ontischen Realität einnahm, d.h. also diese Möglichkeit verneinte, sind die meisten anderen Piaget Exegeten zu konträren Ergebnissen gelangt. So bezeichnet z.B. der evolutionäre Erkenntnistheoretiker Vollmer, Piaget als dem eigenen Lager zugehörig. Vgl. G. Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Göttingen 1994, S. 180. In eine ähnliche Richtung geht Seiler, indem er erklärt, Piaget gehe „( ...) sogar so weit, die

unzähliger, hauptsächlich mit Kindern durchgeführten Experimente zum Thema Lernen ebenfalls nachgewiesen, daß Menschen generell versuchen, neue Elemente so lange wie möglich in bereits vorhandene kognitive Strukturen zu integrieren, und unterscheidet diesbezüglich zwischen drei zentralen Begriffen.

### *Assimilation*

Die Assimilation als Vorgang der Integration einer Erfahrung in eine bereits vorhandene kognitive Struktur. Piaget betont dabei, daß kein Verhalten, auch wenn es für das Individuum neu sei, einen absoluten Anfang bedeute. „Es wird stets einem schon vorhandenen Schema eingefügt und entspricht daher der Assimilation neuer Elemente an bereits konstruierte Strukturen (an angeborene, wie es Reflexe sind, oder an zuvor erworbene)“.<sup>94</sup> Der kognitive Organismus assimiliert also nur das, was er in die Strukturen, die er bereits besitzt, einpassen kann.

### *Akkommodation*

Wenn ein Handlungsschema nicht zum gewünschten Resultat führt, muß es modifiziert werden. Es findet eine Akkommodation statt, d.h. eine Anpassung der kognitiven Strukturen an die Problemsituation.

### *Äquilibration*

Der motivationale Hintergrund von Assimilation und Akkommodation wird im Konzept der Äquilibration beschrieben. Wenn die kognitive Struktur in Widerspruch zu ihrer Umwelt gerät, wird ihr Streben nach Äquilibration (Gleichgewicht) gestört.

---

Erkenntnisentwicklung als ein Streben nach, vielleicht sogar einen Marsch hin zu Objektivität und Wahrheit zu konzipieren. Menschliches Erkennen erreicht zwar dieses Ziel nie oder nie ganz, aber es nähert sich ihm konstant an.“ T.B. Seiler, „Ist Jean Piagets strukturgebende Erklärung des Denkens eine konstruktivistische Theorie?“, in: G. Rusch, u. S.J. Schmidt (Hg.), Piaget und der radikale Konstruktivismus, Frankfurt a.M. 1994, S. 84.

<sup>94</sup> „Piaget's Theory“, in: B. Inhelder u. H.H. Chipman (Hg.), Piaget and his school, New York 1976, S. 17. Glaserfeld verweist darauf, daß Piaget den Begriff „Assimilation“ der Biologie entnommen habe und der so bezeichnete Vorgang mit dem Essen eines Apfels verglichen werden könne. Das Assimilieren eines Apfels bedeute jedoch nicht, daß der Apfel modifiziert werde, um der Struktur des Organismus angepaßt zu werden, sondern daß nur ganz bestimmte Komponenten des Apfels als nützlich erkannt und weiterverarbeitet werden, während der Rest ignoriert und wieder ausgeschieden wird. Vgl. E.v. Glaserfeld, Radikaler Konstruktivismus, S. 114.

Aus diesem Schema wird deutlich, warum es so schwierig ist, einmal bestehende Vorurteile wieder abzubauen. Jede Art von Lernprozeß ist grundsätzlich durch einen aktiv-konstruktiven Aufbau von Wissen gekennzeichnet, das vom Lernenden auf der Basis des bisher Erlernten individuell strukturiert, d.h. in bereits vorhandene kognitive Strukturen eingepaßt wird. Es handelt sich also, mit anderen Worten, um einen Selbstorganisationsprozeß des Wissens. Dies gilt im Sinne eines elementaren Wirkungsprinzips für die Mikroebene des Kleinkindes, das erst noch lernen muß, sich seine Welt sukzessive zu einem kohärenten Ganzen zu konstruieren, wie für die sowohl auf einzelne Individuen wie auch zur Erklärung des Verhaltens von Gruppen beziehbaren kognitiven Mechanismen, die auch interkulturelle Perzeptionsprozesse in hohem Maße mitbeeinflussen, also beispielsweise die Situation des Europäers, der erst noch lernen muß, daß weder die „leyenda negra“ noch der Mythos vom „El Dorado“ ein zutreffendes Bild hispanoamerikanischer Wirklichkeit reflektieren.<sup>95</sup>

Aus morphologischer Sicht können derartige Mythen und Bilder als Resultate dynamischer Gestaltbildungsprozesse gelten - angefangen auf der mikrostrukturellen Ebene des einzelnen Individuums bis hin zur makrostrukturellen Ebene von Glaubens- und Gesellschaftssystemen -, deren historische Konturen sich zumindest partiell rekonstruieren lassen. Eine morphologisch-konstruktivistische Perspektive fokussiert also die inneren Antriebe und Intentionen der historischen Akteure und macht diese nicht zu Objekten eines „objektiven“ Geschichtsverlaufs. Da der Umgang mit Texten als Quellen der historischen Rezeptionsforschung eine zentrale Rolle spielt, ist es in diesem Kontext obligatorisch, zunächst generell auf das Instrumentarium der Semiotik, um den Interpretationsspielraum zwischen Zeichen und Bezeichnetem auszuloten, zu verweisen.

---

<sup>95</sup> Was den historischen Rezeptionsforscher natürlich nicht von der Aufgabe entbinden kann, die diachrone Dimension, d.h. die komplexe historische Entwicklung, die derartigen Mythen zugrundeliegt, zu berücksichtigen. So bemerkt Zeuske, daß der europäische Amerikadiskurs, ginge man resümierend in Jahrhundertschritten vor, im späten 16. bis weit in das 17. Jh. hinein von den beiden Polen der „Leyenda negra“ und dem „Eldorado-Motiv“ dominiert werde. Spanien habe aus der Sicht der damals religiös verfaßten „europäischen Gemeinschaften“ (d.h. in diesem Falle der protestantischen Staaten und Länder vor allem mit dem „Abfall der Niederlande“) sozusagen immer im Bűßerhemde für die von ihm begangenen Greuel in Amerika und die Aussperrung der Konkurrenz gestanden. „Amerika, in den verschiedensten Textgattungen oftmals in allegorischer Form, als weibliche Kontinentalfigur dargestellt, wurde zum Demonstrationsobjekt (...) später mutierte das Motiv zur geplünderten, reichen Barockschönheit. Damit drückte sich die grundsätzliche Zustimmung Europas (...) zur Unterwerfung der Heiden, „Wilden“ und „Menschenfresser“ aus. Die wirtschaftliche Verwertung des Eroberten sollte aber nicht nur Spanien zugute kommen, wie die verschiedenen Versuche der Beteiligung (Welser) an oder des Kampfes (Piraten) gegen das kastilische Monopolunternehmen „Amerika“ zeigen. M. Zeuske, „Europa und Amerika 1492-1992. Conquista und neuzeitliche Kontinentaldebatte. Eine Einleitung“, in: *Comparativ*, Heft 1-2 (1993), S. 19.

Kosselleck erklärt angesichts eines zunehmend konstruktivistisch geprägten Verständnisses der Quellen, daß die Quellenkritik zwar ihre unverrückbare Funktion behalte, doch die Funktion der Quellen für die Zukunft enger zu bestimmen sei, als dies bisher im Rahmen der hermeneutischen Auffassung üblich gewesen sei. „Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir aufgrund der Quellen nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können.“<sup>96</sup>

Eine theoriefreie Beobachtung und Interpretation ist, wie bereits seit längerem bekannt, ohnehin eine Illusion, insofern steht der Historiker in dieser Beziehung im gesamtwissenschaftlichen Kontext nicht allein da. Fleck und Müller rehabilitieren in gewisser Weise sogar den Erkenntniswert von Quellen, indem sie erklären, daß die Daten der Soziologen von der Welt 'dort draußen' noch weiter entfernt seien als die Quellen der Historiker. So seien Daten Ergebnisse eines Meß- oder Beobachtungsversuches, also Teil der Sphäre der Forschung und ihrem Zugriff unterworfen. Quellen hingegen könnten häufig als unmittelbarer Teil der Welt 'von gestern' angesehen werden, was etwa im Begriff der Überreste<sup>97</sup> zum Ausdruck gekommen sei, auch wenn dabei ignoriert wurde und häufig noch werde, daß sie erst durch den vielfältigen Zugriff der Historiker - von der Archivierung, bis zur Lektüre und Interpretation ihren Status erhielten.<sup>98</sup>

Ein semiotisch-symbolisches Verständnis von Wirklichkeitskonstruktionen stellt die zentrale Ausgangsbasis einer morphologisch konstruktivistischen Herangehensweise dar, ohne dabei jedoch in den Fesseln eines radikalen Textualismus gefangen zu bleiben, eine Rückbindung auf Ereignisstrukturen bleibt notwendig. Morphologisch vorzugehen, setzt generell ein ganzheitliches Verständnis der Wirklichkeit voraus, wobei die grundsätzliche Möglichkeit der Vergleichbarkeit ihrer formalen Strukturen jedoch nicht bedeutet, daß die diachrone Dimension bzw. die Singularität historischer Ereignisse in Frage gestellt werden sollen, sondern lediglich, daß auch die Vergangenheit für uns, über den laut Wehler, historischen Königsweg des Vergleichs, erkennbare

---

<sup>96</sup> R. Kosselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt“, in: R. Kosselleck, W.J. Mommsen u. J. Rüsen (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit. Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, Bd. 1, München 1977, S. 45 f.

<sup>97</sup> Vgl. J.G. Droysen, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hg. v. R. Hübner, München, Wien 1977, S. 37 ff. Auf Droysen geht die Unterscheidung des historischen Materials in Quellen, Überreste und Denkmäler zurück. Die Bedeutung dieser Begriffe habe sich allerdings seit Droysen vielfach verändert, wie Fleck u. Müller bemerken.

<sup>98</sup> C. Fleck, A. Müller, „Daten' und 'Quellen“, in: Geschichte beobachtet. S. 111.

Strukturen aufweist. Ein ganzheitliches und dabei von jeglicher esoterischen Romantik befreites, „systemisches“ Verständnis der Wirklichkeit liegt auch der allgemeinen Systemtheorie zugrunde, die sich somit als begriffliches Instrumentarium einer die Grenzen der Fachdisziplinen transzendierenden, morphologisch orientierten Forschung anbieten könnte. Doch scheint der Weg dahin noch weit.

So hochgespannt die Erwartungen einzelner Selbstorganisationsforscher seien, so gäbe es, laut Paslack, doch zugleich auch zahlreiche skeptische Stimmen aus den betroffenen Disziplinen. Was die Situation so unklar mache, sei paradoxerweise gerade die Attraktivität des Selbstorganisationskonzepts. Die rasche Ausbreitung des neuen Weltbildes der Selbstorganisation erschiene vielen verdächtig. Daß es sich bei den zum Teil auf Theorien der Selbstorganisation rekurrierenden Visionen des New Age à la Capra und Ferguson nicht immer um seriöse „Übertragungen“ und an der Spezifik des Gegenstandes abgearbeitete Anwendungen“, sondern oftmals um eine Form von intellektuellem Etikettenschwindel handele, sei keine Frage. Dies aber versorge Kritiker des revolutionären Anspruchs des Selbstorganisationskonzepts mit Argumentationshilfen.

„Dennoch“, stellt Paslack fest, „ist weder die Güte der von der Selbstorganisationsforschung erbrachten Resultate, noch die Tatsache, daß eine die Grenzen der Disziplinen überschreitende Vernetzung verschiedener Selbstorganisationsansätze zu einem oder mehreren Forschungsprogrammen erfolgreich vollzogen wurde, in Zweifel zu ziehen; ebensowenig wie die wissenschaftsexterne Bedeutung von Selbstorganisationstheorien in bestimmten gesellschaftlichen Praxisfeldern (...).“<sup>99</sup> Dem sei hier nur noch hinzugefügt, daß ein Modell der Selbstorganisation von Wissen, wie es von Piaget erarbeitet wurde, sowohl in der (Rezeptions)Forschung wie auch in der Lehre, d.h. bei der didaktischen Vermittlung von Wissen, gewinnbringend angewandt werden kann.

## 6. Historische Komparatistik und komparatistische Imagologie

Geschichtswissenschaftliche Vergleiche sind generell dadurch gekennzeichnet, daß sie zwei oder mehrere historische Phänomene systematisch auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin untersuchen, um auf dieser Basis zu einer möglichst zuverlässigen Beschreibung und Analyse historischer Akteure, Prozesse und Strukturen zu gelangen)<sup>100</sup> Von dieser zentralen Ausgangsbasis aus eröffnet sich ein breites Spektrum von verschiedenen möglichen Arten des

---

<sup>99</sup> Paslack, „Selbstorganisation“, S. 61.

<sup>100</sup> Vgl. H.-G. Haupt u. J. Kocka, „Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung“, in: H.-G. Haupt u. J. Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a.M., New York 1996, S. 9.

Vergleichs im geschichtswissenschaftlichen Kontext, denen jeweils unterschiedliche Erkenntnisinteressen zugrundeliegen.

Im Rahmen einer grundsätzlichen Typologie, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, nennen Haupt und Kocka als erste wichtige Möglichkeit den Blick auf ein anderes Land bzw. auf eine andere Gesellschaft etc., um auf diese Weise zu einer besseren Erkenntnis der eigenen Geschichte zu gelangen. Diese Form des Vergleichs wird uns im weiteren noch beschäftigen, weil sie dem grundsätzlichen Erkenntnisinteresse historischer Rezeptionsforschung dient.

Vergleiche bilden ebenfalls ein zentrales Element stufentheoretischer Argumentationen, „die von der Annahme ausgehen, daß Institutionen, Wirtschaftssysteme, Gesellschaften oder gar Zivilisationen gewissen regelmäßigen Entwicklungsmustern folgen und sich insofern im wesentlichen gleichen, obwohl sie sich nach Raum, Zeit und Einzelheiten unterscheiden.“<sup>101</sup>

Vergleiche können auch als Kern, zumeist sehr ambitionierter,<sup>102</sup> analytischer Synthesen fungieren. „Gemeint sind umfassende, empirisch abgesicherte, theoretisch durchdrungene, historisch-systematische Zusammenhangsanalysen mit komparativem Kern, die gleichwohl einem räumlich, zeitlich und thematisch begrenzten Gegenstand gelten.“<sup>103</sup>

Weitere wichtige Anwendungsgebiete komparatistischer Methoden sind der quantifizierende Vergleich<sup>104</sup>, sowie Struktur- und Kulturvergleiche.<sup>105</sup>

---

<sup>101</sup> Haupt u. Kocka 1996, S. 19.

<sup>102</sup> Ein Beispiel eines derartigen ambitionierten Projekts stellen die in der Zeitschrift „Comparativ“ erscheinenden Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung dar. Der Anspruch des seit 1991 in Leipzig herausgegeben Forums komparatistischer Forschung zielt erstens auf die historisch-systematische Analyse sozialen Wandels, zweitens die Entwicklung einer transnational orientierten „Universal“-bzw. Globalgeschichte in vergleichender Absicht und drittens die Förderung aller an einem solch ambitionierten Projekt beteiligten Fachrichtungen. Vgl. A. Schmidt-Gernig, „Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Geschichtsforschung,“ in: Politische Vierteljahrsschrift, 39. Jg., Heft 1, März 1998, S. 166. „Vergleich verstehen wir dabei weniger als das ungerechtfertigte Messen (und letztlich Abwerten) der realgeschichtlichen Entwicklungsprozesse an einem idealtypisch stilisierten 'Normalweg', sondern als unvoreingenommenes Prüfen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden als Voraussetzung für das Erkennen allgemein gültiger Zusammenhänge und spezifischer Erscheinungen.“ Vorwort zu Comparativ 1, Heft 1, 1991, S. 5. Vgl. zur Programmatik auch ebd., S. 5 ff.

<sup>103</sup> Haupt u. Kocka 1996, S. 19.

<sup>104</sup> Haupt u. Kocka betonen, daß das in den sechziger und siebziger Jahren noch verbreitete Vertrauen in die Signifikanz quantitativer Daten für die Analyse historischer Zusammenhänge zunehmend erschüttert worden ist. Die Heterogenität verschiedener Zahleneinheiten und Methoden erschwere quantitative Vergleiche und erfordere oft eine zu einem gewissen Grad willkürliche Homogenisierung der Quellen. „Zum anderen sind Statistiken als Produkte bestimmter Regierungsmaßnahmen, der Interessen der Statistiker und zeitgenössischer Konventionen, mithin eher als Sichtweisen der Realität, denn als deren adäquater Ausdruck interpretiert worden. Sie würden mithin im Vergleich zumindest ebenso viel über die Perzeption der Wirklichkeit als über diese selbst Auskunft geben können.“ Haupt u. Kocka 1996, S. 33.

Selbstverständlich ist bei jedem historischen Vergleich darauf zu achten, einen tragfähigen Kompromiß zwischen Abstraktion und Konkretion zu erzielen, und diesem Anspruch im Einzelfall gerecht zu werden, stellt wohl eine der Hauptschwierigkeiten komparatistisch orientierter Studien dar. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß eine verstärkte Anwendung vergleichender Methoden im Rahmen der Geschichtswissenschaft in mehrfacher Hinsicht wünschenswert erscheint. „Um die Geschichtswissenschaft etwas weniger germano- und eurozentrisch werden zu lassen, um sie offener und innovativer zu machen, verdient der historische Vergleich, einen größeren Stellenwert innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Arbeit zu erhalten.“<sup>106</sup>

Ein für den speziellen Teilbereich des interkulturellen Vergleichs, insbesondere auch zwischen der Alten und der Neuen Welt, geeignetes begriffliches Instrumentarium, in dem sich die Idee einer morphologischen Rezeptionsforschung bereits zu einem gewissen Grad umgesetzt findet, bietet die komparatistische Imagologie, deren zentrales Erkenntnisinteresse in der - ursprünglich primär nationenbezogenen -<sup>107</sup> Erforschung von Imagotypsystemen im literarischen und außerliterarischen Kontext besteht.

Sie unterscheidet dabei, wie bereits anfangs erwähnt, zunächst zwischen Bildern, die wir von uns selbst haben (Auto-Imagotypen) und solchen, die wir von anderen haben (Hetero-Imagotypen). Für den speziellen Fall der europäischen Erfahrung der Andersartigkeit Amerikas bzw. Lateinamerikas sind laut Gustav Siebenmann sechs Erkenntnisse besonders hervorzuheben.<sup>108</sup>

- 1) Das in Bildern vor sich gehende Denken weist eine antinomische Struktur auf: die Abgrenzung des Eigenen vom Fremden.

<sup>105</sup> Ob es sich um die Symbolsprache nationaler Denkmäler oder um Gesellschaftsspiele im Bürgertum handelt, ob die Sicht und Darstellung der Natur im Alpinismus oder journalistisches Arbeitsethos zur Debatte steht, Werte, Normen und Symbole erhalten erst in ihrer Rückbindung an die sozialen Praktiken, ihre Träger und deren Handlungsbedingungen Konturen und erlauben im Vergleich Aufschlüsse über die historische Wirklichkeit einzelner Gesellschaften. Der historische Vergleich kultureller Deutungen oder Handlungsmuster fordert somit geradezu dazu auf, die Kontextabhängigkeit der Kultur ernst zu nehmen und die Verbindungsmöglichkeiten von Kultur- und Sozialgeschichte ernst zu nehmen.“ Haupt u. Kocka 1996, S. 39.

<sup>106</sup> Haupt u. Kocka 1996, S. 26.

<sup>107</sup> Der Ansatz der Bildforschung wird auch innerhalb von Nationalphilologien betrieben (besonders intensiv in der franz. Romanistik und der Anglistik; vgl. Leiner 1991 u. Blaicher 1992). Vgl. zur Definition des Begriffs: „Imagologie, komparatistische“, in: A. Nünning (Hg.), Metzler Literaturlexikon, Stuttgart 1998, S. 232 f.

<sup>108</sup> G. Siebenmann, Methodisches zur Bildforschung, S. 1-21, in: G. Siebenmann und H.A. König (Hg.), Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum, Tübingen 1992. Nur am Rande sei in diesem Zusammenhang vermerkt, daß Siebenmann seine methodischen Bemerkungen mit einem Zitat von Watzlavick beginnt, der auf die Frage, wie wirklich die Wirklichkeit sei, antwortet: „Nicht sehr“. Vgl. ebd. S. 1 u. P. Watzlavick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit? München, Zürich 1978.

- 2) Zwischen mehreren Bildern, die sich jemand von einem „Wirklichkeitsfeld“ macht, besteht stets ein Verweisungszusammenhang, und erst die Synthetisierung mehrerer Bilder führt zur Annäherung an die Wirklichkeit. Der Kontrast zwischen Fremd- und Eigenbild kann entweder die Form haben, daß man das Eigenbild als Ideal ansieht und ihm das Fremdbild entgegensetzt oder daß umgekehrt das Fremdbild das Ideal darstellt, nach dem das Eigenbild strebt.
- 3) Durch seine Mehrfachperspektive besitzt jeder Bildkomplex einen System-Charakter, Einzelbilder lassen sich auf bestimmte Stammbilder zurückführen: Makro-Imagotype. In diesem Sinne ließe sich kulturelle Identität als Zusammenspiel von imagotypen Systemen definieren.
- 4) Makro-Imagotype können zwar erkenntnistheoretischen Wert besitzen, sie können aber auch das Gegenteil bewirken, indem einzelne Bilder bzw. Erfahrungen kritiklos in ein einmal als plausibel „erkanntes“ Raster eingeordnet werden. Ist ein derartiges Raster einmal vorhanden, so lassen sich auch solche Bilder einfügen und als „wahr“ empfinden, die man selbst empirisch nie erfahren hat. In Wirklichkeit handelt es sich bei dieser Art der Einordnung von Bildern in übergeordnete Raster um ein Konglomerat von Erwartungen, die, weil sie zum Teil bestätigt werden, das Ganze als zutreffend erscheinen lassen.
- 5) Eine Folge dieses Phänomens ist der Prozeß, der sich aus der vorher erläuterten Beziehung zwischen Fremd- und Eigenbild ergibt.<sup>109</sup>
- 6) Ein weiteres Merkmal derartiger Referenzsysteme oder Makro-Imagotype, die man durchaus als Ideologie verstehen kann, ist ihre Induktionskraft, d.h. ihre Tendenz, innerhalb eines solchen Systems mühelos auch die widersprüchlichen Einzelzüge zu integrieren oder aber ein und demselben Einzelzug einmal positive und dann wiederum negative Konnotationen zu verleihen.

Siebenmann illustriert dies anhand von zwei Beispielen: Als erstes führt er den Exotismus an, d.h. die im Verlauf der Kulturgeschichte immer wieder auftretende Sehnsucht nach einer möglichst extremen Andersartigkeit, die literarisch im 19. Jahrhundert besonders virulent war. Es handelt sich hierbei um positive Vorstellungen, die infolge der eigenen Zivilisationsmüdigkeit auf das Fremde projiziert werden. So projiziert beispielsweise der Europäer das Bild des „Edlen Wilden“ nach Amerika, der Amerikaner wiederum, europäischen Vorbildern folgend, das Bild einer heroischen Antike in den Mittelmeerraum. Wenn andererseits die eigene Zivilisation in eine

---

<sup>109</sup> „Es geht zu wie bei einem Syllogismus: Der Indio fühlt sich minderwertig; die Kreolen und Weißen sehen ihn ebenso; folglich muß er 'in der Tat' minderwertig sein. Der Schweizer hält sich für tüchtig, fleißig und ehrlich; im Ausland sieht man es weitherum auch so; demnach muß es sich 'tatsächlich' so verhalten.“ Siebenmann 1992, S. 3.



Identitätskrise gerät, dann besinnt man sich auf das Autochthone, die eigene „couleur locale“, die das Auto-Imago wieder bestärkt.<sup>110</sup>

Ein zweites Beispiel: Von den ersten Entdeckern wurde die Nacktheit der Indianer als Zeichen der Unschuld des „Edlen Wilden“ interpretiert. Sie wurde erst dann als abstoßend empfunden, als man sie mit Kannibalismus in Zusammenhang brachte und als Zeichen des halb tierischen Charakters der Indianer gewertet wurde.<sup>111</sup> Darin zeigt sich, wie einzelne Bilder je nach Konstellation bzw. nach Raster positiv oder negativ eingeordnet werden können. Es zeigt sich die Veränderbarkeit von Imagotypen, weshalb Siebenmann auch den dynamischen Begriff des Imagotyps, gegenüber dem des Stereotyps vorzieht. In diesem Sinne stellt der Begriff des Imagotyps eine Übertragung des universellen morphologischen Begriffs der dynamischen Gestaltbildung auf den konkreten Bereich der Rezeptionsforschung dar.

Fischer weist in diesem Zusammenhang auf die historische Dimension national-imagotyper Systeme hin:<sup>112</sup> Seiner Auffassung nach wachsen kollektive Vorstellungen von einem anderen Land im Laufe von Jahrhunderten. Insofern impliziere jede Entideologisierung nationaler Bilder eine Aufarbeitung ihrer Geschichte. Am Beispiel Amerikas zeige sich, wie utopische Wunschvorstellungen von einem idealen Staatsgebilde nach der Entdeckung eines neuen Kontinents sowohl dessen Bild in der Alten Welt als auch seine reale Geschichte mitzuprägen vermochten.<sup>113</sup> Amerika erschien als die Erfüllung uralter, langgehegter Sehnsüchte und existierte auf diese Weise schon lange vor seiner Entdeckung. Die Idee von Amerika, als dem besseren Europa, wurde zu einer

---

<sup>110</sup> So haben wir Europäer jedes Mal, wenn uns die Welt zu weit vorkam, die Heimatliteratur wiederbelebt. Und nachdem die Intellektuellen in Lateinamerika mit rationalen Modellen nicht zu einer eigenen Identität finden konnten, nahmen sie in den 20er Jahren und dann dort, wo es noch Indios gibt, Zuflucht zum Indigenismus.“ ebd.

<sup>111</sup> Bereits in Sebastian Brants Narrenschiff von 1494 wurde über die Nacktheit der Bewohner der von Spanien und Portugal entdeckten Inseln berichtet. Nacktheit wurde häufig als Zeichen von Barberei angesehen, während Bekleidetsein als wichtiges Merkmal zivilisierter Gesellschaften betrachtet wurde. Eine positive Einschätzung der Nacktheit der indigenen Bevölkerung Amerikas als Ausdruck ihrer ursprünglichen Unbefangenheit ist z.B. zu finden bei Montaigne: „Dies ist eine Nation, [...] in der es keinerlei Art von Handelsgeschäften gibt; keine Kenntnis der Schrift; [...] keine Bekleidung; [...]. Unerhört sogar die Worte, welche die Lüge, den Verrat, die Verstellung, den Geiz, den Neid, die Verleumdung, die Verzeihung bezeichnen.“ M. de Montaigne, *Essais* (hrsg. u. übersetzt von H. Lüthy), Zürich 1953, S. 233. Vgl. e auch U. Schmieder, *Lateinamerika in Periodika deutscher Regionen: die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Transformation Lateinamerikas in publizistischen Quellen 1760 - 1850*, Hamburg 1998, S. 156 u. H.-J. König, „La visión alemana del indio americano en los siglos XVI y XVII“, in: *La imagen del indio en la Europa moderna*, Sevilla 1990, S. 127-156.

<sup>112</sup> M.S. Fischer, „Komparatistische Imagologie. Für eine interdisziplinäre Erforschung national-imagotyper Systeme“, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 10,1 (1979). S. 30-44.

<sup>113</sup> Christoph Columbus schrieb seinem König nach der Entdeckung Amerikas, daß er das irdische Paradies gefunden habe - das sagenumwobene Atlantis, die „beata arva“ Homers.

Kraft, die das wirkliche Amerika mitprägte.<sup>114</sup> Fischer zieht eine Parallele zu unserem heutigen Amerikabild und postuliert als Grundprämisse zur Erforschung dieses Bildes, daß unsere Einstellung zu Amerika offensichtlich in höherem Maße von unserem Bild Amerikas geprägt ist als von seiner Realität.

Wichtige imagotypische Systeme, die sich im deutschen Kulturraum von der Entdeckung bis in die Moderne hinein über die Neue Welt gebildet haben, sind laut Siebenmann:

- Die Projektion antiker und biblischer Mythen in die Neue Welt.
- Amerika als Ort der Utopie, auch der verkehrten Welt.
- Die Ausstrahlungen der *leyenda negra*, die Kampagne, die von den konkurrierenden Kolonialmächten in Europa zwischen 1550 und 1630 geführt wurde und lang nachwirkende imagotypische Negativeffekte auch auf das Bild Spanisch-Amerikas hatte.
- Amerika als El Dorado, als Fundort unermeßlicher Reichtümer.
- Amerika als Kontinent der monströsen Wirklichkeit, des Kannibalismus, der degradierten Natur, der Barbarei.
- Daneben, nur scheinbar widersprüchlich, Amerika als exotische Region, als Raum einer unbezähmbaren, von Einsamkeit geprägten Natur. Ein Bild, das sich in der Romantik zur Idylle wandelte.
- Der Mythos des Edlen Wilden mit seiner wirkungsreichen Variante der Amazonen.
- Die von der Europa- und Zivilisationsmüdigkeit motivierte Vorstellung des allgemein besseren Indianers. Das Spektrum reicht hier von der indianischen Idylle der Romantik bis zu den idealistischen Auto-Imagotypen im Lateinamerika der Jahrhundertwende (beispielsweise bei José Enrique Rodó in seinem Buch „Ariel“, 1900).
- Die durch imperialistische Mächte ausgebeutete und dependente dritte Welt.
- Als umfassendstes Referenzfeld, das kulturanthropologische Phänomen der Andersheit bzw. Alterität: Seit dem Werk Todorovs<sup>115</sup> über die Folgen der Entdeckung der Neuen Welt, ist diese Dimension auch als Referenzebene für europäische Auto-Imagotypen deutlich sichtbar geworden. Die Alterität stellt einen Makro-Imagotyp dar, der sehr viele Einzelbilder umfaßt, zum Beispiel die andere Wirtschaftsmentalität, das andere Sexualverhalten, die andere öffentliche Moral, das andere Sozialverhalten.

---

<sup>114</sup> Amerika, so zeigte sich bald, war so wenig Paradies, wie irgendein Land dieser Erde. Der Traum aber, der seine Entdecker leitete, hat an dem Geschick Amerikas mitgewirkt, und ein Abglanz davon liegt noch heute auf ihm.“ H. Kuhn, Amerika - Vision und Wirklichkeit. Anglia 73, Seite 467 f., 1955 zit. nach: M.S. Fischer, „Komparatistische Imagologie. Für eine interdisziplinäre Erforschung national-imagotyper Systeme“, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie 1979, 10, S. 36.

<sup>115</sup> Cf.T. Todorov, Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen, Frankfurt a.M. 1985.

Die von Siebenmann dargestellten Makro-Imagotypen stellen ein nützliches Raster dar, dem Einzelbilder<sup>116</sup> im interkulturellen Kontext Alte Welt - Neue Welt zugeordnet werden können. Auf diese Weise leisten sie einen konstruktiven Beitrag in bezug auf die Frage nach den Produktionsbedingungen europäischer Lateinamerika-Konstrukte. Sie helfen zu verstehen, durch welche im Laufe von Jahrhunderten gewachsenen Bilder und Wahrnehmungsmuster das europäische Bewußtsein unterschwellig bei der Konstruktion seines Lateinamerikabildes beeinflusst wurde. Piagets schematisches Modell der Rezeption von Information, die sich als selbstorganisierte Konstruktion von Wissen entpuppt, die sich in Form dynamischer Gestaltbildungsprozesse vollzieht, bietet ein begriffliches Instrumentarium zur Veranschaulichung der dabei zugrundeliegenden elementaren mentalen Mechanismen.

## 7. Ein historisches Anwendungsmodell: Liberale Konstrukte und lateinamerikanische Wirklichkeit

Bereits unmittelbar nach seiner „Entdeckung“ war der amerikanische Kontinent in Deutschland Gegenstand einer intensiven geistigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf eine Vielzahl von Publikationen erschienen. Ein zentrales Problem war dabei von Anfang an die Frage, ob es sich bei dem Bild, das sich die Europäer von Amerika machten, eher um ein phantasievolles Konstrukt oder die authentische Wiedergabe einer fremden Wirklichkeit handelte. Seit den ersten Berichten über seine Entdeckung wurde Amerika zum Gegenstand utopistischer narrativer Konstrukte der Alten Welt. In diesem Sinne blickten auch die deutschen Liberalen des Vormärz erwartungsvoll auf die jungen Republiken Lateinamerikas. Indem sie die zweifelsohne sehr liberalen Verfassungen, die sich die von der spanischen Kolonialherrschaft politisch

---

<sup>116</sup>Als ein, obwohl primär auf die psychologische Forschungspraxis zugeschnittenes, wirksames Interpretationsinstrument der in Bildern, Texten, Symbolen etc. äußerlich manifesten Wirkungen mentaler Prozesse sowohl im individual- als auch kulturpsychologischen Bereich, hat sich die von W. Salber begründete psychologische Morphologie bewährt. Die Konzeption einer morphologischen Psychologie als Integration von gestalttheoretischen und psychoanalytischen Theorieansätzen ist von Salber in den Jahren 1968-1993 am Kölner Psychologischen Institut ausgearbeitet, vertreten und ausdifferenziert worden. Dabei wird ein kulturwissenschaftliches Verständnis des psychischen Gegenstands, das den Menschen vor allem in seiner Fähigkeit zur Schaffung kulturellen Sinns zu konstituieren versucht, mit (geistes- bzw. kulturwissenschaftlichen) Interpretationsmethoden unter Rückgriff auf die Tradition morphologischer Denk- und Analysestrukturen kombiniert. Neben (theorie-)historischen Arbeiten zur Entwicklung der Psychoanalyse ist mit diesem konzeptuellen und methodischen Rüstzeug auch eine Vielzahl von alltäglichen Kulturphänomenen aufgearbeitet worden. Vgl. u.a. W. Salber, *Der Psychische Gegenstand*, Bonn (1959) 1988; ders., *Seelenrevolution. Komische Geschichte des Seelischen und der Psychologie*, Bonn 1993; ders., *Gestalt auf Reisen*, Bonn 1998; H. Fitzek u. A. Schulte (Hg.), *Wirklichkeit als Ereignis. Das Spektrum der Psychologie von Alltag und Kultur*, Bonn 1993.

emanzipierten Staaten gaben, mit deren politischer Realität verwechselten, konstruierten sie ein illusionäres Bild lateinamerikanischer Wirklichkeit.<sup>117</sup> Die in den zahlreichen, u.a. in Form von zeitgenössischen historisch politischen Zeitschriften vorhandenen Quellen zeigten oftmals kein angemessenes Bild der durch starke soziale und ethnische Spannungen gekennzeichneten Situation, sondern Auszüge aus den liberalen Konstitutionen der jungen Republiken wurden vielmehr so zitiert, als ob die Verfassungstexte deckungsgleich mit der politischen und sozialen Realität wären.

Aus der Sicht der komparatistischen Imagologie ist dieser Perzeptionsprozeß grundsätzlich durch das Spannungsverhältnis geprägt, welches zwischen dem „Autoimagotyp“, der als negativ empfundenen politischen Situation, in der sich die deutschen Liberalen befanden, und dem „Heteroimagotyp“, ihrem aus der naiv-illusionären Gleichsetzung von konstitutioneller Theorie und politischer Realität resultierendem positiven Bild Hispanoamerikas, existiert. Eine Konstruktion also, daß sich in das übergeordnete Referenzfeld des Makro Imagotyps der grundsätzlichen Alterität der Neuen Welt sowie der Makroimagotypen Amerikas als Ort der Utopie und Amerikas als El Dorado einordnen läßt.

Die Situation in Hispanoamerika wurde darüber hinaus auch in der zeitgenössischen Publizistik zum Gegenstand einer kontrovers geführten Debatte um die zukünftige politische Gestaltung Europas, wobei auf Seiten der Liberalen angesichts des fortschreitenden politischen Chaos' in den jungen Republiken, ein langsam voranschreitender Desillusionierungsprozeß einsetzte, der sie zugleich in eine zunehmend defensive Position in der politischen Auseinandersetzung mit den Konservativen brachte.

Das durch die Analyse deutlich hervortretende Konstruktionsmuster läßt sich im Sinne von Piagets Rezeptionsschema in die folgenden Phasen unterteilen.

*Assimilation*, d.h. die Eingliederung neuen Wissens in bestehende kognitive Strukturen, im betrachteten historischen Kontext. die Assimilierung der freiheitlichen Verfassungstexte von Seiten der deutschen Liberalen, unter Ignorierung der tatsächlichen politischen Realitäten.

*Akkommodation*, als die Veränderung kognitiver Strukturen, um diese an die Umwelt anzupassen, hier die Erkenntnis der illusionären Gleichsetzung konstitutioneller Theorie und politischer Realität.

---

<sup>117</sup> Vgl. J. Gartz, *Liberale Illusionen: Unabhängigkeit und republikanischer Staatsbildungsprozeß im nördlichen Südamerika unter Simón Bolívar im Spiegel der deutschen Publizistik des Vormärz*, Frankfurt a.M. 1998; sowie die folgenden grundlegenden Beiträge: G. Kahle, *Simón Bolívar und die Deutschen*, Berlin 1980 u. d.ers., *Simón Bolívar in zeitgenössischen deutschen Berichten (1811-1831)*, Berlin 1983. K. Schüller „Das Urteil der deutschen Liberalen des Vormärz über Lateinamerika“, in: *Jahrbuch für die Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas (JbLA)*, 31, 1994. H.-O. Kleinmann, „Die politische und soziale Verfassung des unabhängigen Mexiko im Bild und Urteil liberaler deutscher Zeitgenossen“, in: *JbLA* 8, 1971, S. 221-249.

*Äquilibration*, als das Streben nach widerspruchsfreier Integration aller zu verarbeitenden Informationen. Bei den Liberalen bleibt während des gesamten untersuchten Zeitraums (15-1848) die bestimmende Idee der Wunsch der Realisierung liberaler Grundrechte im eigenen Land auf der Basis einer liberalen Konstitution. Der Wunsch nach Veränderung der eigenen politischen Realität bildet das Leitmotiv der Rezeption. Das politische Streben nach Gleichgewicht findet im vorliegenden Fall psychologisch seine Entsprechung im Begriff der *Äquilibration*.

Nachdem immer deutlicher wurde, daß die politische Situation in den jungen Republiken keinesfalls zu halten vermochte, was ihre freiheitlichen Verfassungen versprochen, wandten sich die Liberalen des Vormärz enttäuscht von der Region ab, was sich anhand des massiven Rückgangs diesbezüglicher Berichte in der zeitgenössischen Publizistik nach 1830 deutlich feststellen läßt.

Einen Sonderfall in diesem Prozeß der kollektiven Konstruktion eines illusionären Lateinamerikabildes stellt der deutsche Historiker Georg Gottfried Gervinus dar, der, wie Kahle betont, im Gegensatz zu sämtlichen anderen deutschen Historikern, die vor oder nach ihm das Unternehmen einer globalen Geschichtsbetrachtung gewagt haben, bis heute der einzige geblieben ist, der die Entwicklung Lateinamerikas in angemessener Form in sein Werk mit einbezog.<sup>118</sup> Die folgenden Ausführungen haben zum Ziel, die besonderen Produktionsbedingungen seines individuellen Lateinamerikakonstrukts, in dessen Rahmen der Person Simón Bolívars eine wichtige Rolle zukommt, transparent zu machen.

Viele Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts, unter ihnen auch Gervinus, sahen eine europa- bzw. in manchen Fällen sogar weltweit operierende liberale Bewegung am Werk,<sup>119</sup> die in ihren Augen als Initiator und Hauptträger aller revolutionären Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte fungierte.<sup>120</sup> Gervinus, der sich selbst zur intellektuellen Avantgarde der liberalen Bewegung zählte, wollte sich als Gelehrter auf keinen Fall lediglich in den Elfenbeinturm der Forschung zurückziehen, sondern durch seine historischen Forschungen auch, im Sinne der Realisierung liberaler Prinzipien, konkreten Einfluß auf die Gesellschaft ausüben. „Wer sich in seiner Wissenschaft sicher und fest weiß, dem wird das Leben nichts anhaben, [...], wer sich aber in dem Gesamtleben seiner Umgebung sicher und fest fühlt, der wird die Wissenschaft ganz anders fördern, als der sich allein der Wissenschaft gegenüber sieht und sich ganz in sie vergräbt.“<sup>121</sup>

---

<sup>118</sup> Vgl. Kahle 1980, S. 25.

<sup>119</sup> Vgl. Gervinus' Konzept liberaler Freiheitsbewegungen in seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“: G. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, 8 Bde., Leipzig 1855-1866.

<sup>120</sup> Vgl. L. Galt (Hg.), Liberalismus, Königstein 1980, S. 13.

<sup>121</sup> G. Gervinus, Gesammelte kleine historische Schriften, Karlsruhe 1838. S. VII.

Gervinus stand mit seinem Konzept der wechselseitigen Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik im Gegensatz zum Historismus seines prominenten Kollegen Ranke, der jegliche politische Wertung der historischen Fakten ablehnte<sup>122</sup> und als Begründer der modernen Quellenkritik bekanntlich forderte, daß das Studium der Vergangenheit, soweit wie möglich, von den „Leidenschaften“ der Gegenwart getrennt werden solle, um so zeigen zu können. „wie es eigentlich gewesen“<sup>123</sup>. In der „Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, einem eigenständigen vor dem achtbändigen Hauptwerk erschienenen Einzelband, formuliert Gervinus die provokative These eines teleologischen Geschichtsprinzips, in dem das Prinzip der Freiheit sich langfristig durchsetzen würde, was von seinen Zeitgenossen als offener Angriff gegen die bestehende Gesellschaftsordnung interpretiert wurde.

„Von den despotischen Staatsordnungen des Orients zu den aristokratischen auf Sklaverei und Leibeigenschaft gegründeten Staaten des Alterthums und des Mittelalters, und von da zu der neueren noch im Gange begriffenen, Staatenbildung ist ein regelmäßiger Fortschritt zu gewahren von der geistigen und bürgerlichen Freiheit der Einzelnen zu der der Mehreren und der Vielen.“<sup>124</sup> Gervinus löste einen politischen Skandal aus, er wurde des Hochverrats angeklagt und man entzog ihm seine *Venia legendi*. Die Anklageschrift traf Gervinus nicht vollkommen unvorbereitet, denn er war sich des politisch provokativen Charakters einiger seiner Thesen durchaus bewußt. doch mit derart drastischen Sanktionen hatte er wohl nicht gerechnet. In seinem Plädoyer bezeichnete der Staatsanwalt die historische Herleitung der „Volksherrschaft“ aus der „Unwiderstehlichkeit der Volksbewegungen“ als politischen Angriff auf die „konstitutionelle Monarchie“ und insofern als ein „Verbrechen“ im Sinne der Anklage.

In seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ hat Gervinus die in der „Einleitung“ formulierte These eines fortschrittlichen, der Freiheit zustrebenden historischen Prinzips zu konkretisieren versucht, indem er in ihr den Kampf, obgleich verschiedenartig erscheinenden, jedoch letztlich auf gemeinsamen Ideen beruhenden liberalen Bewegungen in Europa schilderte. Im Vorwort weist der Verfasser auf den politischen Charakter seines Werkes hin. betont jedoch im gleichen Atemzug seinen wissenschaftlichen Anspruch.<sup>125</sup> Den

---

<sup>122</sup> „Rankes eigene Ansichten bleiben gewöhnlich in seiner Seele verborgen, und in seinen Geschichtsbildern gibt es wenig Helden und Verbrecher.“ G.P. Gooch, *Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert*, (London 1913) Frankfurt a.M. 1964.

<sup>123</sup> L. v. Ranke, *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514*, *Sämtliche Werke*, Bd. 33/34, Leipzig 1874, S. VII.

<sup>124</sup> G. Gervinus, *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, Leipzig 1858, S. 13.

<sup>125</sup> „Wie sehr dieß Buch daher im Dienste der politischen Bedürfnisse der Gegenwart und des Vaterlandes geschrieben sei, so ist es doch vor Allem im Dienste der geschichtlichen Wissenschaft geschrieben, (...)“ ders., *Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. 1, S. IX.

hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen mißt Gervinus im Rahmen seines als globales revolutionäres Panorama konzipierten Werkes eine wichtige Rolle zu. Zur Begründung für seine ausführliche Berücksichtigung der hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen, die er in einer direkten Linie mit der französischen und der nordamerikanischen Revolution sah, erklärte Gervinus:

„Denn jene fernen Räume der neuen Welt waren jetzt noch der einzige Heerd, wo das Feuer der Revolution fortloderte. Und zwar der ächten, vollbürtigen, republikanischen Revolution, die in gradester Linie von dem Rufstande Nordamerica's und der Umwälzung in Frankreich abstammte, von ihnen ihre Antriebe, ihre Ziele und Zwecke erhalten hatte und ihre Ideen und Grundsätze in einer Nacktheit zur Schau trug, die nach den veränderten Zuständen und Stimmungen in Europa höchst anstößig und unduldbar geworden war.“<sup>126</sup>

Die „Ideen der Unabhängigkeit“ konnten Gervinus' liberal-teleologischem Credo entsprechend nun nicht länger unterdrückt werden und die Unabhängigkeit Hispanoamerikas spielte dabei für Gervinus eine zentrale Rolle. So waren der komplette dritte Band, der gesamte zweite Teil des vierten Bandes sowie einige Seiten des siebten und des achten Bandes innerhalb des achtbändigen Werkes diesem Thema gewidmet, was für eine Weltgeschichte zur damaligen Zeit sehr ungewöhnlich war.<sup>127</sup>

So entstand im Rahmen seiner Schilderung der hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen sein Konstrukt des tapferen Freiheitskämpfers Bolívar. Der zeitgenössische Leser, insofern er sich von den langatmigen Schilderungen nicht abschrecken ließ oder der Müdigkeit zum Opfer gefallen war, mußte zunächst den Eindruck gewinnen, als ob sich Gervinus regelrecht mit dem strahlenden „Befreier“ identifizierte und mitbange, ob der glorreiche Bolívar sich gegen die Spanier sowie interne Konkurrenten, wie zum Beispiel den berüchtigten Llaneroführer Páez, würde durchsetzen können. Neugierig geworden, angesichts der Tatsache, daß Bolívar trotz aller inneren und äußeren Feinde aus allen Kämpfen immer als Sieger hervorgegangen war, hielt Gervinus dann in der Schilderung der revolutionären Ereignisse inne, um intensiver auf den Charakter des führenden Freiheitskämpfers einzugehen. Das

---

<sup>126</sup> Gervinus, „Geschichte“, Bd. 3, S. 4.

<sup>127</sup> Vgl. Kahle 1980, S. 25. Einen anschaulichen Beleg für das damalige deutsche Desinteresse an Lateinamerika bietet der folgende Kommentar aus einer zeitgenössischen Ausgabe von Meyers Konversationslexikon über den dritten Band von Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, der überwiegend dem „Unabhängigkeitskampf im Spanischen America“ gewidmet war: „Das Interesse des Publikums erlahmte aber vom dritten Band ab, der die Revolution in Südamerika mit ermüdender Breite behandelte.“ Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens, Leipzig 1885 ff., 7. Band, S. 195, zit. nach H.-O. Kleinmann. „Die politische und soziale Verfassung des unabhängigen Mexiko im Bild und Urteil liberaler Zeitgenossen“, in: Jahrbuch für die Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas, 8 (1971), S. 225.

Bild der alles überstrahlenden Lichtgestalt Bolívar begann nun, bei näherer Betrachtung neue und weniger erfreuliche Facetten zu gewinnen. So schienen nämlich, laut Gervinus, bereits bei den ersten militärischen Aktionen des Libertador, „überall die eigenmächtigen Hänge eines dictatorischen Geistes, einer Feuerseele hindurch, die in leidenschaftlichem Ehrgeize die Gelegenheiten der Zeit und der Verhältnisse auszubeuten brannte.“<sup>128</sup> Dennoch stellte Gervinus grundsätzlich fest, „[...] daß Bolívar's Verdienste die größten“ seien, „die sich ein Mensch um sein Volk erwerben kann, und daß sie vor dem messenden Auge umso höher wachsen, je genauer man den Boden und die Mittel erwägt, auf dem und mit denen er zu wirken hatte“.<sup>129</sup>

Er war sich also zumindest teilweise der Problematik der schwierigen Umstände, gegen die Bolívar neben seinem Hauptfeind, dem spanischen Kolonialheer, ständig anzukämpfen hatte, bewußt. Was in seinen Augen die Leistungen des Befreiers noch beeindruckender erscheinen ließ. Bezüglich der Verfassungsvorstellungen Bolívars, wie zum Beispiel der Idee einer lebenslänglichen Präsidentschaft mit dem Recht der Ernennung eines Nachfolgers, die aus liberaler Sicht zum Teil äußerst fragwürdig erscheinen mußten, bemerkte Gervinus zunächst noch moderat: „[...] in diesen Kriegsjahren waren alle Gedanken Bolívar's darauf gespannt, die Mittel und Kräfte zur Sicherung der Unabhängigkeit in Masse zusammenzufassen, und die Gewalt zu Gunsten der Einheit und Ordnung, wenn auch zu einigem Schaden der Freiheit, zu schärfen.“<sup>130</sup>

Dem zeitgenössischen Leser wurde also vorläufig noch das Bild eines unermüdlich gegen das Joch der spanischen Kolonialherrschaft ankämpfenden Bolívar präsentiert, der bei allen durch die schwierigen Verhältnisse bedingten Beschränkungen individueller Freiheiten, doch letztlich immer das Gemeinwohl vor Augen hatte und dessen „Lieblingsprojekt“ die Gründung der Republik Kolumbien war.<sup>131</sup> Gervinus entlarvte dann jedoch in seinen Reflexionen über „Bolívars Monokratie“<sup>132</sup> diesen als Betrüger, dessen wiederholtes Entsagen von der Macht nur Inszenierung, und dessen Patriotismus und liberale

---

<sup>128</sup> Gervinus, „Geschichte“, Bd. 3, S. 310.

<sup>129</sup> Ebd., Bd. 3, S. 315 f.

<sup>130</sup> Ebd., S. 488 f.

<sup>131</sup> „Diese Vereinigung von Venezuela und Neugranada in Einen Staat, die in Bolívar's Ansicht der Unabhängigkeit dieser Lande das Siegel aufdrückte, war sein ältester Lieblingsgedanke, den er von seinen ersten Waffenthaten an verfolgt hatte.“ Ebd., Bd. 3, S. 337.

<sup>132</sup> Madariaga erklärt die Verwendung des Begriffs „Monokratie“ in bezug auf Bolívar, den auch Gervinus in seiner Kritik verwendet, wie folgt: „Es ist kindisch darüber zu streiten, ob er Monarchist oder Republikaner war, ob er zum König gekrönt werden wollte oder nicht. [...] Wenn die Wörter Monarch oder Monarchist hinderlich sind, weil sie an Königtum erinnern, dann wollen wir ein anderes Wort prägen, das seinen Absichten entspricht. Bolívar war Monokrat, und das, was er wollte, war eine Monokratie. Eine Republik mit einem erblichen Senat und einem Präsidenten auf Lebenszeit ist im Grunde keine Republik mehr.“ S. Madariaga, Simón Bolívar, Zürich 1986, S. 473 f.



Bekenntnisse nur Elemente eines politischen Instrumentariums gewesen seien, das letztlich nur Bolívars persönlichem Machtstreben gedient habe.<sup>133</sup>

Er stellt zunächst fest, daß Bolívar im Jahr 1825, zum Zeitpunkt der Befreiung Perus, auf dem Gipfel seines Ruhms angekommen sei. Auch in den Vereinigten Staaten habe man ihn damals als strahlenden Freiheitshelden und würdigen südlichen Nachfolger Washingtons gefeiert.<sup>134</sup>

In der Kombination der Diktatur über Peru mit den außerordentlichen Gewalten, die Bolívar in Kolumbien verliehen worden waren, sah Gervinus allerdings den entscheidenden Wendepunkt zum Negativen in Bolívars politischer Karriere.<sup>135</sup> Bolívar hatte damit aus Gervinus' Sicht endgültig die wahre dunkle Seite seiner Persönlichkeit offenbart, dementsprechend fiel der im Anschluß erfolgende, weitausholende Vergleich Bolívars mit George Washington, dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, zu Ungunsten des ersteren aus. „Waren doch in Bolívar alle anderen Triebe zuletzt von der eitlen Sucht überwuchert, seinen Einfluß und Namen über stets weitere Räume zu breiten; wo in dem einfachen Pflanze Washington auf jeder Stufe seines Ruhmes der sehnstüchtige Zug anhielt, vom Schlachtfeld zum Ackerfeld (...) zurückzukehren, (...) in die liebliche Verborgenheit des inneren Lebens herabzusteigen, das ihm ein Glück bot, von dem der ruhmgierige Soldat und der gequälte Staatsmann nichts wissen.“<sup>136</sup>

Es bietet sich an dieser Stelle an, in Form eines kurzen Exkurses zeitweise die Perspektive zu wechseln und der Frage nach den diktatorischen Elementen in Bolívars konstitutionellen Konzepten nachzugehen, um auf diese Weise zumindest ansatzweise die Konturen eines historischen Rahmens nachzuzeichnen, der zur Beurteilung des Problems, inwieweit Gervinus' Kritik an Bolívar als gerechtfertigt bezeichnet werden kann, dienen soll.

Bereits 1817, auf dem ersten Kongreß von Angostura, hatte Bolívar versucht, die durch die Kriegssituation de facto in seiner Person konzentrierte Macht zu institutionalisieren, indem er eine verfassungsmäßige Präsidentschaft auf Lebenszeit vorschlug. Dieses Projekt, das von Bolívar auch später

---

<sup>133</sup> „Wo Bolívar schon in seinen Anfängen als ein Meister der Verstellung sprichwörtlich geworden war, da ist Washington's höchster Preis seine verstellungsunfähige Offenheit, Wahrheit und Herzens-einfalt; wo in Bolívar's Leben Alles wie für rauschende Bühneneffekte in tragischen Gegensätzen berechnet erscheint, da verschmelzen bei Washington die entgegengesetzten Eigenschaften [...] der Kraft und der Besonnenheit, [...] wo dort zuletzt Alles auf den Schein eines eitlen Blendwerks hinauslief, da war hier Alles glanzlose Aechtheit des Wesens.“ Gervinus, „Geschichte“, Bd. 4, S. 671.

<sup>134</sup> „Denn fortwährend hatte man die stärksten Zeugnisse in Worten und Werken, die ihn als einen Republikaner von großartig angelegtem Charakter erscheinen ließen.“ Ebd., S. 608 f.

<sup>135</sup> „Damals als er in Peru die monstruöse und unstatthafte Verbindung der Dictatur über die große Reich mit den außerordentlichen Gewalten, die ihm Columbien übertragen hatte, einging, stand er in Wahrheit an dem Scheidewege, an dem er sich zur üblen Seite schlug; [...]“ Ebd., S. 611.

<sup>136</sup> Ebd., S. 668.

beibehalten wurde, um schließlich in der bolivianischen Verfassung realisiert zu werden, scheiterte jedoch zunächst am Widerstand der Oligarchien. Sie akzeptierten den „Libertador“ zwar im Rahmen eines kriegsbedingten Provisoriums als Diktator, lehnten eine Festschreibung dieser Position auf Lebenszeit allerdings ab.

Nach seinem Sieg über die Spanier in der Schlacht von Boyaca wurde Bolívar auf dem zweiten Kongreß von Angostura der Titel „Libertador“ verliehen, und die Republik Kolumbien<sup>137</sup> als Zusammenschluß von Venezuela, NeuGranada (welches dem Gebiet des heutigen Kolumbien und Panama entsprach) und Quito offiziell gegründet. Bolívar startete einen weiteren erfolglosen Versuch, seine kriegsbedingte Diktatur konstitutionell zu verankern.<sup>138</sup> Die zentralistische großkolumbianische Verfassung bot nicht die nötige Integrationskraft, um ein derart riesiges Territorium zu einer politisch-sozialen Einheit zu verschmelzen. Denn Venezuela, Neu-Granada und Quito waren bisher drei voneinander unabhängig verwaltete Regionen gewesen, die jeweils völlig unterschiedliche soziale Strukturen besaßen.

Um eine zu große Machtkonzentration in der Person Bolívars zu verhindern, sollte der Präsident, solange er politisch aktiv war, von den administrativen Pflichten des politischen Alltags enthoben werden und in den bereits befreiten und befriedeten Gebieten durch den Vizepräsidenten vertreten werden. Auf diese Weise entstand eine Doppelherrschaft von Präsident Bolívar und Vizepräsident Santander, die in ihren politischen Zielen immer stärker divergierten. Die politische Auflösung Großkolumbiens vollzog sich in zwei Etappen. In der ersten Etappe bis 1827 war Bolívar nur formell Präsident. Bolívars eine starke Exekutive vorsehende Musterverfassung, mit einem auf Lebenszeit gewählten Präsidenten, der zugleich oberster Militärkommandant und Verwaltungschef und befugt war Minister zu ernennen, war 1825 in Peru und in 1826 in Bolivien in Kraft getreten. Kurz nachdem Bolívar diese Länder verlassen hatte, wurden seine Verfassungen jedoch wieder außer Kraft gesetzt.

Die Gründung einer Konföderation sämtlicher Andenstaaten, die Einberufung eines hispanoamerikanischen Kongresses in Panama und die Unterwerfung des aufsässigen Generals Páez waren die weiteren wesentlichen Ziele, die Bolívar im Verlaufe des Jahres 1826 angestrebt hatte.

---

<sup>137</sup> In der wissenschaftlichen Literatur zur Unterscheidung vom heutigen Staat Kolumbien, der sich im wesentlichen wieder auf die Gebiete des alten Vizekönigreiches Neu-Granada reduzierte, bezeichnet als Groß-Kolumbien.

<sup>138</sup> „Eine Präsidentschaft auf Lebenszeit sollte die politische Stabilität ebenso gewährleisten wie ein erblicher Senat, dessen Mitglieder sich aus einer Militär-Aristokratie, den Familien der militärischen Führer der Unabhängigkeitsbewegung, rekrutieren sollten. Eine moralische Gewalt sollte erzieherisch wirken. Bis auf den Zentralismus als Organisationsprinzip des neuen Staates wurden Bolívars Vorstellungen 1819 nicht verwirklicht. Sie tauchen in der Verfassung von Bolivien später wieder auf.“ H.-J. König (Hg.), Simón Bolívar. Reden und Schriften zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Hamburg 1985, S. 47.

Mit dem Jahr 1828 begann die zweite Etappe, die dadurch gekennzeichnet war, daß Bolívar nun selbst die Regierung Großkolumbiens übernahm, wobei seine Präsidentschaft erneut die bereits zuvor erörterten diktatorischen Elemente enthielt, wodurch sich die ohnehin bereits bestehenden politischen Spannungen zwischen Konservativen und Liberalen, Zentralisten und Föderalisten nur noch weiter vergrößerten, die schließlich zum Auseinanderbrechen Großkolumbiens führen sollten.

Nachdem zu Beginn des Jahres 1830 in Bogotá der letzte Versuch gescheitert war, die drohende Auflösung Großkolumbiens durch eine Verfassungsreform zu verhindern, erhielt der mittlerweile schwerstkranke Bolívar am Ende des Jahres in Cartagena die Nachricht, daß General Flores<sup>139</sup>, den er als Kommandanten in Quito zurückgelassen hatte, die Loslösung Ecuadors von Kolumbien plane. Beinahe zum selben Zeitpunkt erreichte ihn die Meldung von der Ermordung Sucre, einem seiner treuesten Generäle. Bald darauf starb Bolívar am 17. Dezember 1830.

Angesichts der anarchischen Zustände, die vielerorts der politischen Emanzipation von der spanischen Kolonialherrschaft gefolgt waren, zog der „Libertador“ am Ende seines Lebens eine bittere Bilanz. „Amerika ist für uns unregierbar. Wer einer Revolution dient, pflügt das Meer.“<sup>140</sup> Mit dem Tod Bolívars 1830 endete auch endgültig die Existenz des von ihm konzipierten politischen Konstrukts Großkolumbien, aus dem die drei selbständigen Staaten Kolumbien, Venezuela und Ecuador entstanden.<sup>141</sup>

Bolívars Scheitern erweist sich angesichts dessen nicht zuletzt auch als ein Problem der Diskrepanz zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit - theoretischem Konstrukt und konkreter Praxis. Einer Diskrepanz zwischen seinen, entweder zu liberal-idealistischen oder zu autoritär-pragmatischen, jedoch niemals den richtigen Mittelweg findenden theoretischen Konzepten, die niemals in

---

<sup>139</sup> Juan José Flores (1801-1864) kämpfte zunächst auf Seiten der Spanier und wechselte 1817 in das Lager der Patrioten. Er nahm mit Bolívar an der Schlacht von Carabobo teil, die 1821 zur Unabhängigkeit Venezuelas führte, und wurde 1826 Gouverneur von Quito. Nach der Auflösung Großkolumbiens wurde er der erste Präsident Ecuadors. Vgl. J.S. Olson u.a. (Hg.), *Historical Dictionary of the Spanish Empire, 1492-1975*, Westport, Connecticut 1992, S. 257.

<sup>140</sup> Brief Bolívars an General Flores vom 9. November 1830: „[...] La America es ingobernable para nosotros. [...] El que sigue una revolució ara en el mar.“ Banco de Venezuela, Fundación Vicente Lecuna (Hg.), *Cartas del Libertador*, Bd. 7, Caracas 1969, S. 587.

<sup>141</sup> „Der Zerfall in die drei Nachfolgestaaten Kolumbien, Venezuela und Ekuador zeigt, daß die Tradition einer übergreifenden Kolonialverwaltungseinheit nicht stark genug war, um die divergierenden Landesteile zusammenzuhalten, ja, daß nicht einmal das gemeinsame Erlebnis der Befreiungskriege ein ausreichendes verbindendes Element bildete. Das dürfte mit daran liegen, daß die Bevölkerungszusammensetzung in Ekuador auf der einen Seite und in Kolumbien und Venezuela auf der anderen Seite verschieden war, und daß die Unabhängigkeitskriege nie richtig den Interessen der Volksmassen und deren politischer Emanzipation dienten.“ H.-J. Prien, *Die Geschichte des Christentums in Lateinamerika*, Göttingen 1978, S. 465.

ausreichendem Maße mit den Interessen der politischen Eliten konvergierten und auf der anderen Seite der für ihn somit politisch unbezwingbaren hispanoamerikanischen Realität.<sup>142</sup>

„Zwei Tendenzen bekämpften sich während des ganzen 19. Jahrhunderts in Südamerika und bekämpfen sich noch heute. Auf der einen Seite der Caudillismus, das heißt, der persönliche Führungsanspruch begabter oder auch nur brutaler politischer Männer. Auf der anderen Seite steht der Wunsch nach einem geordneten Verfassungsleben unter rechtlichen Normen. Páez und Santander verkörpern in der Epoche Bolívars beide Strömungen; keine von ihnen fühlte sich von den Projekten Bolívars befriedigt. Die Caudillos nicht, weil Bolívars Pläne ihnen den Weg zur Macht verbauten. Die Liberalen nicht, weil Bolívars autoritäres Programm nicht mit ihrer freisinnigen Ideologie in Einklang zu bringen war. Beide zogen Anarchie jener Stabilität vor, die der Befreier aufzurichten wünschte.“<sup>143</sup>

Es ist also notwendig sich der ungleich schwierigeren Situation, in der sich Bolívar im Vergleich zu Washington befand, bewußt zu sein, um Gervinus diesbezügliches Urteil angemessen bewerten zu können.<sup>144</sup> Gervinus gelangte zu dem Fazit, daß der erste Präsident der Vereinigten Staaten durch seine „scheinlose Gedicgenheit“, im Gegensatz zum ruhmessüchtigen Bolívar den Maßstab für wahre historische Größe demonstriert habe<sup>145</sup> und somit Welten

---

<sup>142</sup> Seine überwältigenden militärischen Erfolge stellen natürlich die Lernfähigkeit und den pragmatisch-praktischen Realismus Bolívars unter Beweis, andererseits war er vor allem in Hinblick auf seine Vision eines vereinten Iberoamerikas ein Utopist, der seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war. Bereits Kahle hat konstatiert, daß vor dem Hintergrund der grundsätzlichen Notwendigkeit einen Befreiungskrieg gegen die spanischen Kolonialherren zu führen, es für Bolívar, im Gegensatz zu Washington, keinen vermeintlich sicheren Mittelweg geben konnte. Vgl. G. Kahle 1980, S. 27. Insofern war der Widerstand gegen die Spanier ein Wagnis, auf das sich Bolívar trotz aller damit verbundenen Risiken einließ, wobei idealistische und persönliche Motive untrennbar miteinander verwoben waren.

<sup>143</sup> G. Masur, Simón Bolívar, Konstanz 1949, S. 620 f.

<sup>144</sup> So urteilt etwa König, stellvertretend für den Standpunkt der neueren Forschung, es gehöre zu den unbestreitbaren politischen Verdiensten Bolívars, die besonderen Bedingungen analysiert zu haben, die eine Übernahme des z.B. nordamerikanischen föderativen und repräsentativen Verfassungsmodells für Hispanoamerika unmöglich machten. „Faktoren wie das koloniale Erbe, mangelnde politische Erfahrung, fehlende Ausbildung und Bildung der Bevölkerung, allgemeine politische Unreife des Volkes, ethnische Heterogenität, große soziale und wirtschaftliche Unterschiede mit daraus resultierenden Gruppenegoismen und Spannungen ließen ihn ein politisches System entwerfen, das einen zentralistisch organisierten Staat mit einer starken Exekutive vorsah. Als überzeugter Demokrat akzeptierte er zwar das Repräsentativsystem, allerdings nur in begrenztem Rahmen. Bolívar suchte ein Modell, das politische Freiheit, ein bestimmtes Maß an Individualrechten und Volksvertretung mit einer starken, sich weitgehend selbst perpetuierenden politischen Autorität der Staatsführung harmonisch verband [...]“. „Einleitung“, in: König 1985, S. 16.

<sup>145</sup> „Die blendende Thatenfülle in dem Leben eines Napoleon hat diesen Maßstab eine Weile wieder verrücken, nicht hat sie ihn auf die Dauer beseitigen können. Der Erscheinung Bolívar's konnte es nicht gelingen, ihn auch nur auf kurze Frist auch nur zu verrücken.“ Gervinus, „Geschichte“, Bd.4, S. 672.

zwischen dem nun nicht mehr so strahlend erscheinenden „Libertador“ und der über jeden Zweifel erhabenen Persönlichkeit Washingtons lägen.<sup>146</sup>

In Gervinus' sukzessiver Dekonstruktion des Bolívarschen Heldenmythos zeigt sich exemplarisch die zwischen anfänglicher Bewunderung für seine militärisch-politischen Leistungen und mit fortschreitender Zeit von zunehmenden Zweifeln an der moralisch-ethischen Integrität des „Befreiers“ belastete, generelle Tendenz der vormärzlichen Lateinamerikarezeption. Eine Entwicklung, die sich anhand zahlreicher diesbezüglicher Beiträge in den einschlägigen politisch historischen Zeitschriften jener Zeit deutlich nachvollziehen läßt.<sup>147</sup> Gervinus stellt in diesem Kontext gleichzeitig einen Sonderfall dar, weil er einerseits sorgfältiger als jeder andere Zeitgenosse, andererseits jedoch noch stärker von ideologischen Kriterien ausgehend, Bolívar beurteilte. In dem Moment, wo Bolívar sich nicht mehr als Kämpfer für die Sache der Freiheit bewährte, konnte Gervinus ihn nur noch verurteilen und als einem Mann wie Washington nicht ebenbürtig ansehen. Obwohl Gervinus mehr als die meisten seiner Zeitgenossen über die Situation in Lateinamerika und das Leben Bolívars wußte, war sein diesbezügliches Urteil paradoxerweise letztlich stärker als bei jedem anderen Beobachter der Lage von seiner subjektiven Sicht abhängig. Niemand betrieb so konsequent wie er ein Prinzip assimilierender Historiographie, zu dem er sich sogar offen und ausdrücklich bekannte.

Gervinus ging offensiv mit dem Problem der Konstruktivität und unumgänglichen Subjektivität seiner Geschichtsschreibung um. Im Gegensatz zu Rankes Objektivitätspostulat, daß das Ziel des Historikers darin zu bestehen habe, unparteiisch herauszufinden, wie es denn gewesen sei, machte Gervinus aus der Not der Subjektivität eine Tugend. Aufgabe des Historikers sei es, ein Parteimann des Schicksals zu sein, das letztlich in seinen Augen auf einen Sieg der Idee der Freiheit zulaufen sollte. Dies hinderte Gervinus nicht daran, aus seiner in mehrfacher Hinsicht eher distanzierten Perspektive deutlich die für die Situation in den jungen Republiken maßgebliche Diskrepanz zwischen konstitutioneller Theorie und politischer Realität zu diagnostizieren, wodurch er sich von der zeitweise allzu naiven Verfassungseuphorie einiger seiner liberalen Kollegen, wie etwa Rotteck, Lips und Weleker<sup>148</sup> „wohltuend“ unterschied. Trotzdem verband auch er weiterhin, vor dem Hintergrund seiner liberalen ideologischen Überzeugungen, politische Hoffnungen mit den jungen Republiken.<sup>149</sup> So erschien doch schließlich trotz aller Zweifel und Probleme

---

<sup>146</sup> „Und diese gegensätzlichen Züge des inneren Lebens und des äußeren Strebens, der ächtesten Bescheidenheit und der eitelsten Ueberhebung scheiden die beiden Charaktere durchweg in einen unendlichen Abstand.“ Ebd., S. 668 f.

<sup>147</sup> Vgl. Kahle 1980 u. ders. 1983.

<sup>148</sup> Vgl. Schüller 1994.

<sup>149</sup> „Selbst die allgemeinen politischen Zustände in dem Ganzen der befreiten Colonialstaaten, wenn sie zwar einen sehr ungleichen, sehr wechsellvollen und unruhvollen Anblick darboten, ließen in jedem einzelnen doch wenigstens einzelne Elemente des Gedeihens

zumindest das Faktum der Unabhängigkeit der hispanoamerikanischen Staaten von der spanischen Kolonialherrschaft aus seiner Sicht in jedem Fall als irreversibel.<sup>150</sup>

Gervinus erschien aufgrund seines größeren zeitlichen Abstandes zu den Ereignissen sowohl die Ängste der Heiligen Allianz als auch die Verfassungseuphorie der vormärzlichen Liberalen als voreilige Überreaktionen. Er selbst ignorierte zwar nicht die auch zu seinen Lebzeiten noch problematische Situation der Mehrzahl der jungen hispanoamerikanischen Republiken, glaubte jedoch nach wie vor fest an den Sieg des von ihm postulierten weltweit wirkenden Freiheitsprinzips. Die Revolutionen der neuen Welt sowie die französische Julirevolution von 1830 und der griechische Freiheitskampf bildeten in Gervinus' historischem Weltbild Glieder einer zusammenhängenden Kette revolutionärer Volksbewegungen, die weltanschaulich in den liberalen Ideen der Aufklärung ihre gemeinsamen Wurzeln besaßen.<sup>151</sup> Die Behandlung der hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen und des griechischen Freiheitskampfes, dem Gervinus, trotz seines Scheiterns, eine erhebliche Signalfunktion für das restliche Europa zusprach, nahmen bereits beinahe die Hälfte des Gesamtwerkes ein, woran ebenfalls deutlich wird, welchen Stellenwert der Autor diesen beiden Themenkomplexen zumäß.

Bezeichnend für die wichtige Rolle, die Lateinamerika in Gervinus' historischem Werk spielte, ist schließlich auch die Tatsache, daß das Schlußkapitel des achten und letzten Bandes seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts der politischen Entwicklung im monarchischen Brasilien gewidmet war. Es schilderte die Abdankung des unter zunehmenden politischen Druck geratenen Kaisers Dom Pedro von Brasilien.<sup>152</sup> Gervinus interpretierte diesen Vorgang als

---

erkennen, die sich unter einander gleichsam ergänzten und den guten Erwartungen einen Spielraum offen hielten. [...] Columbien nahm bis 1830 nach außen eine sehr geachtete Stellung ein. Als es sich auflöste, setzten sich die drei Theile in einer so anständigen wie verständigen Weise auseinander, und unter ihnen gab nun Venezuela einige Jahre das Beispiel einer musterhaften Ruhe; nach deren Ablauf dann Chile sich zu dem Musterstaate des spanischen America emporschwang.“ Gervinus“ „Geschichte“, Bd. 4, S. 743.

<sup>150</sup> „Kamen die Dinge nicht so schön wie die Schwärmer sich dachten, so kamen sie auch nicht so schlimm wie die Verzweifelten meinten oder die Uebelwollenden hofften. Die Spanische Herrschaft ist nicht wiedergekehrt und wird auch nicht wiederkehren; [...]“ Ebd., S. 749.

<sup>151</sup> „Die fernsten Bewegungen in Südamerika setzten sich in Einer Kette zusammenhängender Erschütterungen bis zu den Mündungen der Donau fort.“ Ebd., Bd. 7, S. 1.

<sup>152</sup> Die parlamentarische Opposition übte auf Dom Pedro Druck aus, eine parlamentarische Regierung in Grundsatz und Praxis zu akzeptieren. Zielscheibe der Angriffe waren die Macht der portugiesischen Parteigänger Dom Pedros sowie seine vermuteten Ambitionen auf die Thronfolge in Portugal und des Kaisers hartnäckige Weigerung, ein nicht von seinen Höflingen beherrschtes Kabinett zu ernennen. Er wurde als Portugiese geschmäht und als Tyrann gebrandmarkt. Man rechnete jedoch nicht damit, daß der Kaiser lieber abdankte als mit dem Parlament partnerschaftlich zusammenzuarbeiten. Vgl. E. Stols, „Brasilien 1830-1889“, in: R.Th. Buve, J.R. Fisher (Hg.), Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Bd. 2, Stuttgart 1992, S. 444 f.

eine der unmittelbaren Folgen der Pariser Julirevolution.<sup>153</sup> Insofern fügte sich die unerwartete Abdankung Dom Pedros als weiterer Mosaikstein in das von Gervinus in seinem Werk entworfene Panorama sich wechselseitig beeinflussender und bedingender revolutionärer Erhebungen ein, die seiner Überzeugung nach letzten Endes die Restauration überwinden würden.<sup>154</sup>

Das von seinem Verfasser postulierte teleologische Grundprinzip weltweit zur Freiheit hin wirkender Volkserhebungen liefert den entscheidenden Schlüssel zum Verständnis der stilistisch zum Teil sehr ausschweifenden, sich in endlosen Analogien ergehenden Geschichtsschreibung Gervinus', wobei die Natur der von Gervinus überall am Werk gesehenen „Volksbewegungen“, laut Hübinger, widersprüchlich, zwischen der strukturellen und der personalen Ebene schwankend, blieb.<sup>155</sup> Gervinus habe sich in diesem Punkt in theoretischkonzeptioneller sowie methodischer Hinsicht stark übernommen.

In seinem teleologischen Geschichtsverständnis war Gervinus zweifellos von Hegels Geschichtsphilosophie mitbeeinflusst, teilte jedoch nicht dessen in Anlehnung an Buffon<sup>156</sup> vertretene Ansicht von einer Alten Welt, die sich durch ihre hochstehende Kultur und politische Reife auszeichnete, im Gegensatz zu einer Neuen Welt, die aufgrund ihrer politischen und kulturellen Unreife Europa in jeder Hinsicht unterlegen sei.<sup>157</sup> Während Nordamerika

---

<sup>153</sup> „Die Fortwirkung der Julirevolution, in Lissabon abgewehrt, schlug um so lebhafter, in einer fernsten Nachschütterung, nach Rio de Janeiro über.“ Gervinus, „Geschichte“, Bd. 8, S. 871.

<sup>154</sup> „Die Umwälzung dort warf dem Kaiser D. Pedro die Krone vom Haupt; und die persönliche Unglück des Einen Mannes sollte beider Länder Glück und Gewinn, der Aufschwung Brasiliens, die Rettung Portugals werden.“ Ebd., S. 871.

<sup>155</sup> Vgl. G. Hübinger, Georg Gottfried Gervinus, Göttingen 1984, S. 209.

<sup>156</sup> Buffon vertrat die Ansicht, daß die Kultur der Bewohner Amerikas in den tropischen und subtropischen Zonen derjenigen des gemäßigten Klimas in Europa unterlegen sein müsse.

<sup>157</sup> „Physisch und geistig ohnmächtig hat sich Amerika immer gezeigt und zeigt sich noch so.“ G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, hrsg. v. G. Lasson, Bd. 1, Leipzig 1920, S. 189-191, zit. nach: A. Gerbi, *La disputa del nuevo mundo, Historia de una polémica 1750-1900*, Mexiko (1955) 1982, S. 538. In dem Werk Gerbis wird die geistesgeschichtliche Entwicklung der These von der Inferiorität der Neuen gegenüber der Alten Welt ausführlich dargelegt. Gerbi betont dabei vor allem die Beiträge Buffons und de Pauws sowie die adaptive Fortführung ihrer Ideen durch Hegel. Während sich nach Buffon der amerikanische Kontinent inklusive seiner Bewohner noch in einem potentiell weiterentwicklungsfähigen Stadium der Unreife befand, sah der in seinen Ansichten radikalere de Pauw die Bewohner Amerikas als degenerierte Produkte einer degenerierten Umwelt an. Filippi weist in diesem Zusammenhang auf eine lange europäische Tradition des „antihispanismo“, die ihren Ausgangspunkt in der „leyenda negra“, d.h. den zeitgenössischen, in Europa kursierenden Berichten über die Greueltaten der spanischen Conquistadoren in der Neuen Welt, hatte. In der Folgezeit wurde z.B. die politische und ökonomische Dekadenz Spaniens im achtzehnten Jahrhundert verurteilt und diese Kritik ebenfalls auf die Situation in den spanischen Kolonien bezogen. Ein verhängnisvoller Effekt dieser antspanischen Perspektive bestand nach Filippi darin, daß Lateinamerika aus der Sicht der mit Spanien konkurrierenden europäischen Mächte zu einem Nebenkriegsschauplatz reduziert wurde, dessen Bewohner je nach Standpunkt, Edle Wilde oder grausame Barbaren waren, dem man jedoch keine eigene politisch-kulturelle Identität und

jedoch, nach Hegel, innerhalb erstaunlich kurzer Zeit einen relativ hohen Grad politischer „Adoleszenz“ erreicht habe, könne dieses Urteil für den südlichen Kontinent nicht gelten. Hegel konstatiert einen dialektischen Gegensatz zwischen dem „kolonisierten Norden“, der für Freiheit und Ordnung steht, und dem „eroberten Süden“, mit dem er Anarchie und Militarismus verbindet. Vor dem Hintergrund dieser konfliktträchtigen Gegensätzlichkeit sieht Hegel die hauptsächliche Bedeutung des Südens. In Gervinus' Werk hingegen findet das nördliche Amerika eine eher geringe Berücksichtigung. Im Unterschied zu Hegel und auch konträr zur weiteren Entwicklung des geschichtswissenschaftlichen Interesses, bei der traditionell die angelsächsische vor der hispanoamerikanischen Welt rangiert, ging Gervinus den genau entgegengesetzten Weg. In seiner Geschichtsschreibung dominiert eindeutig das Interesse für den südlichen Teil Amerikas, und gerade in dieser „unzeitgemäßen assimilativen“ Perspektive liegt auch heute noch der besondere Wert des Werkes von Gervinus.<sup>158</sup>

Mit diesem konkreten Beispiel eines Falles von „multipler Konstruktivität“ schließt sich die Darstellung der Möglichkeiten eines Anwendungsdialogs zwischen dem Konstruktivismus und der historischen Rezeptionsforschung. Ausgehend von der Standortgebundenheit historischer Erkenntnisbemühungen, wurde unter Rekurs auf die evolutionäre Erkenntnistheorie Kritik an einem allzu radikalen Konstruktivismus geübt, und ein Plädoyer für einen moderaten, „morphologischen Konstruktivismus“ gehalten, der methodisch in Form einer „morphologischen Imagologie“ Anwendung finden kann. Es bleibt festzuhalten, daß der spezifische Erkenntnisanspruch des Historikers, zu verbindlichen Aussagen über die Vergangenheit zu gelangen, auch durch die Argumente der Vertreter eines Radikalen Konstruktivismus nicht völlig negiert werden kann. Die Verpflichtung des Historikers gegenüber der Vergangenheit, zumindest in Form eines Vetorechts der Quellen, bleibt bestehen. Innerhalb dieses Rahmens eröffnet sich durch das Innovationspotential konstruktivistischer Modelle und Methoden allerdings ein breites Spektrum von Möglichkeiten für eine historische Rezeptionsforschung, welche die Wirklichkeitsperzeption historischer Akteure als eine Realität „sui generis“ ernst nimmt.

---

Originalität zugestand. Als typische Vertreter dieser antspanischen Tradition nennt Filippi Francis Bacon, Fénelon, Voltaire, Reynal, Hegel, Ranke u. Comte. Vgl. A. Filippi, „Introducción General“, in: ders. (Hg.), *Bolívar y Europa en las crónicas, el pensamiento político y la historiografía*, Vol. I, Siglo XIX, Caracas 1986, S. 14 ff.

<sup>158</sup> In den England gewidmeten Passagen des vierten Bandes der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts werden die nordamerikanische Revolution und ihre Folgen kaum berücksichtigt. Vgl. G. Gervinus, „Geschichte“, Bd. 4, S. 8-147. Auf die unadäquate Behandlung Nordamerikas im Rahmen von Gervinus' Werk wird u.a. auch von Hübinger hingewiesen. Vgl. Hübinger 1984, S. 209 ff.